Lübecker Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2.40 Mk., monatlich 80 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46. Fernsprecher Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 15 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 27. Donnerstag, den 1. Februar 1917. 24. Jahrg.

Eine Zeitungsfrage.

Zu den zahlreichen Monopolplänen, die in der Oeffentlichkeit erörtert werden, hat sich neuerdings auch der Plan eines Inseratenmonopols gesellt. Die Frage ist auch in Friedenszeiten wiederholt diskutiert worden, sie hat aber erst jetzt eigentlich Aktualität gewonnen, da Reich, Staat und Gemeinde angesichts der ungeheuren finanziellen Neuforderungen wie die hungrigen Wölfe herumstreichen und suchen, wo es etwas zu monopolisieren gibt. Eine weitgehende öffentliche Monopolisierung des Wirtschaftslebens wird nicht zu vermeiden sein, sie liegt im Zug der Zeit, und die Sozialdemokratie ist entschlossen, den Weg der Entwickelung zu gehen und der Monopolwirtschaft die Bahn frei zu machen unter der Voraussetzung, daß dabei den Interessen der Verbraucher wie der Arbeiter gebührend Rechnung getragen wird.

Eine ganz besondere Frage ist aber die des Inseratenmonopols. Sie läßt sich weniger als eine andere Frage dieser Art ohne weiteres übers Knie brechen. Denn sie ist keine rein materielle Frage, sie trifft das Zeitungswesen und damit das geistige Leben des Volkes an einem sehr empfindlichen Punkt.

Der entschiedenste Gegner des Inseratenmonopols ist die große Inseratenpresse. Ihre Vertreter haben am letzten Sonnabend in Berlin eine Versammlung abgehalten, in der sie gegen den Monopolplan Sturm liefen. Die Gedankengänge, die in jener Versammlung entwickelt wurden, sind sehr interessant. So meinte der Chefredakteur Jung-Köln, daß gerade die Monopolisierung der Inserate eine Korruption der Presse ermögliche, da dann die Reklame in den redaktionellen Teil verdrängt werden würde. Das unbedruckte Zeitungspapier koste oft mehr, als die Abonnentengelder einbringen könnten. Kaum ein Drittel der Kosten werde von den Abonnenten getragen, der Rest von den Inseraten. Herr Jung verstieg sich zu dem Dictum, das Inserat sei die gesunde finanzielle Grundlage der Presse, wer an ihm rühre, rüttle an dem Fundament der öffentlichen Meinung und an ihrer Freiheit.

Dieser Gedanke hat, so paradox er auf den ersten Blick erscheint, etwas richtiges an sich. Nämlich, das private Inseratenmonopol einiger großer Zeitungen ist so stark geworden, daß die Zeitung vom einzelnen Inserenten unabhängig geworden ist. Sie braucht ihm nicht nachzulaufen. Das Bild würde sich aber sofort ändern, wenn auch die Inserenten dazu übergingen, ihren Einfluß zu organisieren. Ein großes Inseratenblatt kann heute, wenn es will, an einem einzelnen Unternehmer oder an einem einzelnen Wirtschaftszweig scharfe Kritik üben, ohne davon eine Schädigung seiner Existenzgrundlage befürchten zu müssen. Einem organisierten Inseratenboykott würde aber auch das größte Anzeigenblatt nicht zu widerstehen vermögen: seine Widerstandskraft wäre vielmehr desto geringer, je größer der Anteil der Inseratteneinnahme an seinem Gesamtetat ist. Hier liegt eine große Gefahr für die Zukunft und von hier aus erkennt man, daß die Behauptung Jungs, ein starker Inseratenteil sichere einem Blatte seine Unabhängigkeit, keineswegs unbedingt richtig ist.

Eine andere Seite der Frage bildet das Verhältnis zwischen großen ud kleinen Zeitungen, zwischen eingewurzelten und emporstrebenden Presseunternehmungen. Durch das private Inseratenmonopol der Großen wird den Kleinen und Emporstrebenden die Konkurrenz aufs äußerste erschwert. Zur Freiheit der Presse gehört aber auch unzweifelhaft die Freiheit des Wettbewerbs. Wenn es also möglich wäre, eine Form des Inseratenmonopols zu finden, die die Freiheit des Wettbewerbs zwischen den einzelnen Zeitungen erweitert, Wind und Sonne gleichmäßig verteilt, so würde die Freiheit der Presse dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen.

In Orten, wo nur wenige Zeitungen nebeneinander bestehen, liegt die Frage verhältnismäßig einfach. Dort wäre es möglich, ein kommunales Inseratenmonopol herzustellen in der Weise, daß allen Blättern der gleiche Inseratenteil geliefert würde. Viel schwieriger liegen die Verhältnisse in der Großstadt, wo Dutzende von Zeitungen nebeneinander erscheinen und wo sich auch zwischen den Inseratenplantagen schon wieder eine weitgehende Spezialisierung angebahnt hat. Ein Bankbeamter z. B. hat gar kein Interesse daran, seine Arbeitskraft in der agrarischen „Deutschen Tageszeitung" anzubieten, und ein Herr, der ein großes Landgut zu verkaufen hat, wird nicht an den „Vorwärts" gehen wollen, unter dessen Lesern er schwerlich Interessenten für sein Angebot finden wird. Hier würde das Inseratenmonopol zu einer enormen Verteuerung des Inserats führen, und der Inseratenteil aller Blätter würde in das Ungemessene anschwellen. So würde man hier, wenn man auf die Idee des Monopols nicht verzichten will, einen Weg suchen müssen, um die Inserate nach Zweckmäßigkeitsgründen auf die verschiedenen Blätter zu verteilen. Dadurch würde aber wiederum die Gefahr willkürlicher Benachteiligung oder Bevorzugung entstehen, die nur durch eine sehr sorgfältig ausgebaute Organisation beseitigt werden könnte.

Diese kurze Hervorhebung einiger wichtiger Punkte zeigt, daß das Problem noch nicht spruchreif ist. Daß sich die Hauptinteressenten des privaten Inseratenmonopols mit Händen und Füßen gegen den Gedanken einer Verstaatlichung oder Kommunalisierung ihres blühenden Erwerbszweiges wenden, ist ohne weiteres verständlich. Schwierigkeiten und Bedenken erkennt auch der, der sich bemüht, die Frage unter Ausschaltung aller Privatinteressen in ruhiger Sachlichkeit zu untersuchen. Aber so einfach, wie die Herren der großen bürgerlichen Inseratenpresse sie darstellen, liegen die Dinge denn doch nicht. Statt den Plan eines Inseratenmonopols von der Schwelle zurückzuweisen, ist es richtiger, ihn weiter zu erörtern und auf seine Durchführbarkeit zu untersuchen. Das Ziel muß dabei sein, die Freiheit der Presse keineswegs zu beschränken, sondern sie zu erweitern und erst herzustellen. Die Presse darf nicht in Abhängigkeit von den Behörden verfallen, sie muß sich aber auch den privatkapitalistischen Einflüssen entziehen, denen sie — von der sozialdemokratischen Arbeiterpresse natürlich abgesehen — heute noch nur zu leicht zugänglich ist.

Eine neue deutsche Note.

Uneingeschränkter U-Boot-Krieg.

Der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ist gestern die folgende Note übermittelt worden:

Berlin, den 31. Januar 1917.

Eure Exzellenz haben die Güte gehabt, mir unter dem 22. dieses Monats von der Botschaft Mitteilung zu machen, die der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am gleichen Tage an den amerikanischen Senat gerichtet hat. Die Kaiserliche Regierung hat von dem Inhalt der Botschaft mit der ernsten Aufmerksamkeit Kenntnis genommen, die den von hohem Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Darlegungen des Herrn Präsidenten zukommt. Es gereicht ihr zu großer Genugtuung, festzustellen, daß **die Richtlinien dieser bedeutsamen Kundgebung in weitem Umfange mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmen, zu denen sich Deutschland bekennt.** Hierzu gehört in erster Linie das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen. In Anerkennung dieses Prinzips würde Deutschland es aufrichtig begrüßen, wenn Völker wie Irland und Indien, die sich der Segnungen staatlicher Unabhängigkeit nicht erfreuen, nunmehr ihre Freiheit erlangten. Bündnisse, die die Völker in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben und in ein Netz eigennütziger Intrigen verstricken, lehnt auch das deutsche Volk ab. Dagegen ist eine freudige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die **Verhütung künftiger Kriege** abzielen. Die Freiheit der Meere als Vorbedingung für den freien Bestand und den friedlichen Verkehr der Völker hat ebenso wie die offene Tür für den Handel aller Nationen stets zu den leitenden Grundsätzen der deutschen Politik gehört.

Um so tiefer beklagt es die Kaiserliche Regierung, daß das friedensfeindliche Verhalten ihrer Gegner es der Welt unmöglich macht, schon jetzt die Verwirklichung dieser erhabenen Ziele in Angriff zu nehmen. Deutschland und seine Verbündeten waren bereit, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und hatten als Grundlage die **Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker** bezeichnet. Ihre Pläne waren, wie sie in der Note vom 12. Dezember 1916 ausdrücklich betonte, nicht auf die Zerschmetterung oder Vernichtung der Gegner gerichtet und nach ihrer Ueberzeugung mit den Rechten der anderen Nationen wohl vereinbar. Was insbesondere Belgien anbelangt, das den Gegenstand warmherziger Sympathie in den Vereinigten Staaten bildet, so hatte der Reichskanzler wenige Wochen zuvor erklärt, **daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe.** Deutschland wollte in dem mit Belgien zu schließenden Frieden lediglich Vorsorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die Kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünscht, von dem Gegner nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenutzt werden kann. Solche Vorsorge ist um so dringender geboten, als die feindlichen Machthaber in wiederholten Reden und namentlich in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz unverhüllt die Absicht ausgesprochen haben, Deutschland auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht als gleichberechtigt anzuerkennen, vielmehr systematisch weiter zu bekämpfen.

An der Eroberungssucht der Gegner, die den Frieden diktieren wollen, ist der Friedensversuch der Vierverbündeten gescheitert. Unter dem Aushängeschild des Nationalitätenprinzips haben sie als Kriegsziel enthüllt Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zu zerstückeln und zu entehren. Dem Versöhnungswunsch stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen. Sie wollen den Kampf bis aufs Aeußerste.

So ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt. Seit zweieinhalb Jahren mißbraucht England seine Flottenmacht zu dem frevelhaften Versuch, Deutschland durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In brutaler Mißachtung des Völkerrechts unterbindet die von England geführte Mächtegruppe nicht nur den legitimen Handel ihrer Gegner, durch rücksichtslosen Druck nötigt sie auch die neutralen Staaten, jeden ihr nicht genehmen Handelsverkehr aufzugeben oder den Handel nach ihren willkürlichen Vorschriften einzuschränken. Das amerikanische Volk kennt die Bemühungen, die unternommen worden sind, um England und seine Bundesgenossen zur Rückkehr zum Völkerrecht und zur Achtung vor dem Gesetz der Freiheit der Meere zu bewegen. Die englische Regierung verharrt bei ihrem Aushungerungskrieg, der zwar die Wehrkraft des Gegners nicht trifft, aber Frauen und Kinder, Kranke und Greise zwingt, um ihres Vaterlandes willen schmerzliche, die Volkskraft gefährdende Entbehrungen zu erdulden. So häuft britische Habsucht kalten Herzens die Leiden der Welt, unbekümmert um jedes Gebot der Menschlichkeit, unbekümmert um die Proteste der schwer geschädigten Neutralen, unbekümmert selbst um die stumme Friedenssehnsucht bei den Völkern der eigenen Bundesgenossen. Jeder Tag, den das furchtbare Ringen andauert, bringt neue Verwüstungen, neue Not und neun Tod. Jeder Tag, um den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferer Kämpfer das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigte Menschheit.

Die Kaiserliche Regierung würde es vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte nicht verantworten können, wenn sie irgendein Mittel unversucht ließe, **das Ende des Krieges zu beschleunigen.** Mit dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte sie gehofft, **dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen.** Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampfansage beantwortet worden ist muß die Kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen **Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen.** Sie muß daher die **Beschränkungen fallen lassen,** die sie sich bisher in der Verwendung ihrer **Kampfmittel zur See** auferlegt hat.

Im Vertrauen darauf, daß das amerikanische Volk und seine Regierung sich den Gründen dieses Entschlusses und seiner Notwendigkeit nicht verschließen werden, hofft die Kaiserliche Regierung, daß die Vereinigten Staaten die neue Sachlage von der hohen Warte der Unparteilichkeit würdigen und auch an ihrem Teil mithelfen werden, **weiteres Elend und vermeidbare Opfer an Menschenleben zu verhüten.**

Indem ich wegen der Einzelheiten der geplanten Kriegsmaßnahmen zur See auf die anliegende Denkschrift Bezug nehme, darf ich gleichzeitig der Erwartung Ausdruck geben, daß die amerikanische Regierung amerikanische Schiffe vor dem Einlaufen in die in der Anlage beschriebenen Sperrgebiete und ihre Staatsangehörigen davor warnen wird, den mit Häfen der Sperrgebiete verkehrenden Schiffen Passagiere oder Waren anzuvertrauen.

Ich benutze diesen Anlaß, um Eurer Exzellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

gez. Zimmermann.

Denkschrift.

Die in der Note betonte Denkschrift lautet wie folgt: **Vom 1. Februar 1917 ab wird in den nachstehend bezeichneten Sperrgebieten um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer jedem Seeverkehr ohne weiters mit allen Waffen entgegen getreten werden.** Solche Sperrgebiete sind:

a) Im Norden ein Gebiet um England und Frankreich, das begrenzt wird durch eine Linie in 20 Seemeilen Abstand längs der holländischen Küste bis Terschelling-Feuerschiff, den Längengrad von Terschelling-Feuerschiff bis Ulsire, eine Linie von dort über den Punkt 62 Grad Nord 0 Grad Länge nach 62 Grad Nord 5 Grad West, weiter zu einem Punkt drei Seemeilen südlich der Südspitze der Faröer, von dort über Punkt 58 Grad Nord 10 Grad West nach 61 Grad Nord 15 Grad West, dann 57 Grad Nord 20 Grad West bis 47 Grad Nord 20 Grad West, weiter nach 43 Grad Nord 15 Grad West, dann auf dem Breitengrad 43 Grad Nord entlang bis 20 Seemeilen vom Kap Finisterre und in 20 Seemeilen Abstand entlang der spanischen Nordküste bis zur französischen Grenze.

b) Im Süden des Mittelmeeres: Der neutralen Schiffahrt bleibt offen das Seegebiet westlich der Linie Pt. de l'Espiquette bis zu 30 Grad 20 Minuten Nord und 6 Grad Ost, sowie nördlich und westlich eines 60 Seemeilen breiten Streifens längs der nordafrikanischen Küste, beginnend auf 2 Grad Westlänge.

Zur Verbindung dieses Seegebiets mit Griechenland führt ein 20 Seemeilen breiter Streifen nördlich, beziehungsweise östlich folgender Linie: 38 Grad Nord und 6 Grad Ost nach 38 Grad Nord und 10 Grad Ost, nach 37 Grad Nord und 11 Grad 30 Minuten Ost, nach 34 Grad Nord und 11 Grad 30 Minuten Ost, nach 34 Grad Nord und 22 Grad 30 Minuten Ost. Von hier führt ein 20 Seemeilen breiter Streifen westlich 22 Grad 30 Minuten Ostlänge in die griechischen Hoheitsgewässer.

Neutrale Schiffe, die die Sperrgebiete befahren, tun dies auf eigene Gefahr. Wenn auch Vorsorge getroffen ist, daß neutrale Schiffe, die am 1. Februar auf der Fahrt nach Häfen der Sperrgebiete sind, während einer angemessenen Frist geschont werden, so ist doch dringend anzuraten, daß sie mit allen verfügbaren Mitteln gewarnt und umgeleitet werden.

Neutrale Schiffe, die in Häfen der Sperrgebiete liegen, können mit gleicher Sicherheit die Sperrgebiete noch verlassen, wenn sie vor dem 5. Februar auslaufen und den kürzesten Weg in freies Gebiet nehmen. Der Verkehr der regelmäßigen amerikanischen Passagierdampfer kann unbehelligt weitergehen, wenn

a) Falmouth als Zielhafen genommen wird;

b) auf dem Hin- und Rückwege die Scillys sowie ein Punkt 50 Grad Nord 20 Grad West angesteuert wird. Auf diesem Wege werden keine deutschen Minen gelegt werden;

c) die Dampfer folgende besondere, in den amerikanischen Häfen ihnen allein gestattete Abzeichen führen: Anstrich des Schiffsrumpfes und der Aufbauten 3 Meter breite Vertikalstreifen, abwechselnd weiß und rot, in jedem Mast eine große weiß und rot karierte Flagge, am Heck amerikanische Nationalflagge; bei Dunkelheit müssen Nationalflagge und Anstrich der Schiffe nach Möglichkeit von weitem gut erkennbar und die Schiffe durchweg hell erleuchtet sein;

d) ein Dampfer wöchentlich in jeder Richtung geht, dessen Ankunft in Falmouth Sonntags, Abfahrt aus Falmouth Mittwochs erfolgt;

e) Garantie der amerikanischen Regierung gegeben wird, daß diese Dampfer keine Bannware (nach deutschen Bannwarenlisten) mit sich führen.

Der Reichskanzler zur Kriegslage.

In der gestrigen Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages nahm der Reichskanzler Dr. von Bethmann-Hollweg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Am 12. Dezember habe ich im Reichstage die Erwägungen dargelegt, die zu unserem Friedensangebot geführt hatten. Die Antwort unserer Gegner hat klipp und klar dahin gelautet, daß sie Verhandlungen mit uns über den Frieden ablehnen, daß sie nur von einem Frieden etwas wissen wollen, den sie diktieren. Damit ist vor aller Welt die Schuldfrage wegen der Fortsetzung des Krieges entschieden. Die Schuld lastet allein auf unseren Gegnern. Ebenso fest steht unsere Aufgabe. Ueber die Bedingungen des Feindes können wir nicht diskutieren. Nur von einem aufs Haupt geschlagenen Volke könnten sie angenommen werden. Kämpfen also heißt es.

Die Botschaft des Präsidenten Wilson an den Kongreß zeigt seinen ernsten Wunsch, den Weltfrieden wieder herbeizuführen. Viele der von ihm aufgestellten Maxime begegnen sich mit unseren Zielen, Freiheit der Meere, Beseitigung des Systems der Balance of Power, das immer zu neuen Verwicklungen führen muß, Gleichberechtigung der Nationen, offene Tür. Was aber sind die Friedensbedingungen der Entente? Deutschlands Wehrkraft soll vernichtet werden, die Donau-Monarchie soll aufgelöst, Bulgarien abermals um seine nationale Einheit betrogen, die Türkei aus Europa verdrängt und in Asien zerschlagen werden. Die Vernichtungsabsichten unserer Gegner können nicht stärker ausgedrückt werden.

Zum Kampfe aufs letzte sind wir herausgefordert. Wir nehmen die Herausforderung an. Wir setzen alles ein und wir werden siegen. Durch diese Entwickelung der Dinge ist die Entscheidung über die Führung des U-Bootkrieges in ihr letztes akutes Stadium gedrängt worden.

Die Frage des U-Bootkrieges hat uns, wie die Herren sich erinnern werden, gemeinsam in diesem Ausschuß dreimal beschäftigt, im März, im Mai und im September vorigen Jahres. Ich habe jedesmal den Herren in eingehenden Darlegungen das Für und Wider der Frage vorgetragen. Ich habe mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ich jedesmal pro tempore sprache, nicht als grundsätzlicher Anhänger oder grundsätzlicher Gegner der uneingeschränkten Anwendung der U-Boote, sondern in Erwägung der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Situation, immer von der Prüfung der Frage ausgehend: Bringt uns der uneingeschränkte U-Bootkrieg dem siegreichen Frieden näher oder nicht? Jedes Mittel — sagte ich im März — das den Krieg abzukürzen geeignet ist, ist das allerhumanste. Auch das rücksichtsloseste Mittel, das uns zum Siege führt — sagte ich damals — muß angewandt werden.

Der Reichskanzler führte dann weiter aus, weshalb die Frage auch im September nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und militärischen Leitung nicht spruchreif war.

Er kam in diesem Zusammenhange auf seine frühere Aeußerung zurück: „Sobald ich in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Ueberzeugung komme, daß uns der rücksichtslose U-Bootkrieg dem siegreichen Frieden nähern, dann wird der U-Bootkrieg gemacht werden. Dieser Zeitpunkt", fuhr er fort, „ist jetzt gekommen. Im vorigen Herbste war die Zeit noch nicht reif, aber heute ist der Augenblick gekommen, wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können. Einen späteren Zeitpunkt dürfen wir also auch nicht abwarten."

Was hat sich geändert? Zunächst das wichtigste: Die Zahl unserer U-Boote hat sich gegen das vorige Frühjahr sehr wesentlich gehoben. Damit ist eine feste Grundlage für den Erfolg geschaffen.

Dann hat sich mit ausschlaggebender Tatsache: Die Situation [illegible] Sie hat schon jetzt England, Frankreich und Italien vor große Schwierigkeiten. Wir haben die feste Hoffnung, diese Schwierigkeiten durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg zur Unmöglichkeit zu bringen. Auch die Kohlenfrage ist im Kriege eine Lebensfrage. Sie ist schon jetzt, wie Sie wissen, in Frankreich und Italien trostlos. Unsere U-Boote werden sie noch trostloser machen. Hinzu kommt namentlich für England die Frage von Eisen für die Munitionsfabriken im weiteren Sinne und von Holz für den Kohlenbergbau. Noch gefährlicher [illegible] die Schwierigkeiten unserer Feinde auf diesem Gebiete [illegible] die Zunahme der feindlichen Frachtraumnot. Hier hat sich [illegible] und auch der Kreuzerkrieg der U-Boote dem entscheidenden Schlage vorgearbeitet. Unter der Frachtraumnot leidet die Entente in allen ihren Gliedern. Sie macht sich für Italien und Frankreich nicht weniger als für England geltend.

Dieses mit ihm jetzt die positiven Vorteile des uneingeschränkten U-Bootkrieges sehr viel höher einzuschätzen, als im vorigen Frühjahr, so sind gleichzeitig die Gefahren, die uns aus dem Kriege erwachsen, mit jener Zeit gesunken.

Der Reichskanzler erörterte darauf eingehend die allgemeine politische Lage.

Er führte darauf aus:

Der Feldmarschall Hindenburg hat mir vor wenigen Tagen die Lage wie folgt beurteilt:

Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die nötigen Reserven. Die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte, weil dieser U-Bootkrieg unter allen Umständen ein Mittel ist, um unsere Feinde auf das Messer zu bekämpfen, muß er begonnen werden.

Unerschütterliches Hoffen und der feste Überzeugungsmut, die in den Erfahrungen des U-Bootkrieges ihre [illegible] Stütze finden, daß England durch diese Waffe zum Frieden gezwungen werden muß. Unsere Verbündeten [illegible] unserer Entschlüsse zu. Oesterreich-Ungarn schließt sich unserem Vorgehen auch praktisch an. Ebenso wie wir um England und die Westküste von Frankreich ein Sperrgebiet legen, in dem wir jede Schiffahrt nach den feindlichen Ländern zu verhindern trachten werden, ebenso erklärt Oesterreich-Ungarn ein Sperrgebiet um Italien. Allen neutralen Ländern ist für den Verkehr untereinander außerhalb des Sperrgebietes freie Bahn gelassen. Amerika bieten wir ebenso, wie wir es schon 1915 getan haben, unter bestimmten Modalitäten gesicherten Personenverkehr auch mit den bestimmten englischen Häfen an.

Darauf verlas der Reichskanzler die Note an die Regierung der Vereinigten Staaten und teilte mit, daß entsprechende Noten an die übrigen Neutralen gerichtet worden sind.

Der Reichskanzler schloß mit folgenden Worten: Niemand unter uns wird vor dem Ernst des Schrittes, den wir tun, die Augen verschließen. Daß es um unser Leben geht, weiß seit dem 4. August 1914 jeder, und durch die Ablehnung unserer Friedensangebote ist dies Wissen blutig unterstrichen.

Als wir 1914 gegenüber der russischen Generalmobilmachung zum Schwerte greifen mußten, da taten wir es in dem Gefühl tiefster Verantwortung gegen unser Volk und in dem Bewußtsein entschlossener Kraft, die da spricht: Wir müssen, darum können wir auch! Unendliche Ströme Blutes sind seitdem geflossen, aber das Müssen und Können haben sie nicht weggewaschen. Wenn wir uns jetzt zur Anwendung unserer besten und schärfsten Waffen entschlossen haben, so leitet uns nichts als nüchterne Erwägung aller in Frage kommender Mittel, nichts als der feste Wille, unserem Volke herauszuhelfen aus der Not und Schmach, die ihm unsere Feinde zudenken. Der Erfolg steht in höherer Hand. Was Menschenkraft vermag, um ihn für unser Vaterland zu erzwingen, seien Sie sicher, meine Herren, nichts dazu ist versäumt. Alles dazu wird geschehen.

Reichstagsabgeordneter Genosse **Philipp**

Scheidemann

wird hier am Montag, 5. Februar, in einer

Versammlung

in der Stadthalle referieren über das Thema

Das deutsche Volk im Kriege.

Massenbesuch ist notwendig!

Vom Tage.

Ein schwerwiegender Schritt ist von der deutschen Regierung in Verbindung mit der Obersten Heeresleitung unternommen worden: Die Ankündigung des **unbeschränkten Unterseebootkrieges**. Der Reichskanzler, der sich bisher der Anwendung dieses Kampfmittels widersetzte, erklärte gestern im Hauptausschuß des Reichstages, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, „wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können." Er hat diesen seinen Standpunkt auch begründet und u. a. darauf hingewiesen, daß die Gefahren, die uns aus diesem U-Boot-Krieg erwachsen konnten, seit vorigen Frühjahr gesunken seien. Auf welche Tatsachen der Reichskanzler sich hierbei gestützt hat, ist uns unbekannt. Wir möchten nur wünschen, daß seine Annahme zutrifft. Unser Standpunkt in dieser Frage ist bekannt; wir brauchen ihn nicht zu wiederholen. Wir stehen vor einer vollendeten Tatsache, ohne daß der Vertretung des Volkes Gelegenheit gegeben worden ist, zu dieser Angelegenheit, die als eine der wichtigsten und schicksalsschwersten während des Krieges angesehen werden muß, Stellung zu nehmen. Doch wir müssen mit ihr rechnen und können nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß durch diesen Schritt die Friedenssehnsucht in allen kriegführenden Ländern derart anwächst, daß keine Macht der Erde sich ihr widersetzen kann. Ohne heute näher auf die Sache einzugehen, wollen wir doch noch das eine zum Ausdruck bringen: Es liegt auch nicht der geringste Grund vor, über die vielleicht folgenschwerste Entscheidung unserer verantwortlichen Stellen zu jubeln und zu frohlocken, wie es bereits wieder von einer gewissen Presse geschieht. Die Situation ist viel zu ernst, als daß man sie zu solchen Kinkerlitzchen benutzen sollte.

*

Aus Newyork wird gemeldet: Das Leibblatt Wilsons, die „World", meldet, daß er zwei Pläne erwäge, um dem Frieden näher zu kommen. Einmal beabsichtige Wilson, an die Kriegführenden Einladungen zu einer offiziellen Beratung über die Grundzüge des Friedensprojekts ergehen zu lassen, die er, Wilson, in seiner Senatsrede niedergelegt habe. Der andere Plan sei, diese Einladung dahin zu erweitern, daß die Vertreter der Kriegführenden mit einem von den Präsidenten zu ernennenden Ausschuß über die **Grundlage eines Waffenstillstandes** beraten sollten. Jedenfalls werde sich Wilson weiter bemühen, um für seine Ansichten die Zustimmung der Welt zu gewinnen. Er werde, um die Hände frei zu bekommen und sich vollständig der Durchführung seiner Friedensideen widmen können, alles tun, um die Arbeiten des Kongresses zu beschleunigen, um nach Beendigung der Tagung am 4. März keine Rücksichten nötig zu haben.

*

Am 30. Januar war die Fliegertätigkeit an der Westfront überall durch Schneetreiben behindert. Trotzdem führten unsere Flieger zahlreiche Feindflüge aus. Sie bewarfen in der Nacht zum 31. Januar den Bahnhof von Albert und die wichtigen Lager von Nieuport, Cappy und Bray, alle an der Somme, mit 300 Kilogramm Bomben. In der Nacht zum 31. Januar wurden der Bahnhof von Gallaucourt und Herleville mit 300 Kilogramm Bomben belegt. Feindliche Bombenwürfe in der Gegend von Athies, bei Ham und Roye blieben erfolglos.

An der Ostfront unterstützten unsere Flieger erfolgreich die Angriffsbewegung der deutschen Truppen an der Aa. Bei klarem Frostwetter führten unsere Flieger am 30. Januar auf einer [illegible] Front über 50 Feindflüge aus, schossen mit bestbeobachtetem Erfolg zahlreiche eigene Batterien ein und erkundeten viele des Gegners als feuernd. Obwohl in höheren Luftschichten eine Kälte bis zu 40 Grad unter Null herrschte, bewarfen wir in zahlreichen Flügen die Gegend von Riga und feindliche Bahnhöfe und Truppenlager mit 900 Kilogramm Bomben. Eine feindliche Flug-Abwehrkanone wurde durch den kühnen Angriff eines Flugzeuges zum Schweigen gebracht. Von den Fronten zeigen sich den ganzen Tag auf der gesamten Front nur 2 Flugzeuge mit feindlichen Zeichen.

Von den Kriegsschauplätzen.

Die Kriegslage.

WTB. Berlin, 31. Januar, abends. (Amtlich.)

Bei Kälte und Schneefall an allen Fronten nur geringe Gefechtstätigkeit.

*

Wien, 31. Januar. (Amtlich.)

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Die osmanischen Truppen wiesen zunächst der Serethmündung starke russische Erkundungstruppen ab.

Heeresfront des Generaloberst Erzherzog Josef.

Im Mestecanesci-Abschnitt nahmen die Russen ihre Angriffe wieder auf. Zwei ihrer Anstürme wurden restlos abgewiesen. Bei einem dritten ging uns ein Stützpunkt südlich der Valeputna-Straße verloren.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Südlich des Pripjet keine besonderen Ereignisse.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz.

Unverändert.

Der Balkankrieg.

Rumänische Verluste.

Die 70. rumänische Verlustliste vom 18. Januar 1917 weist in ihrer Endaufrechnung die Namen von **376538** Mannschaften als gefallen, verwundet oder vermißt auf. Die Zahl der gefallenen, verwundeten oder vermißten Offiziere beträgt 11349, darunter befinden sich 16 Generale. Die letzten Verlustlisten weisen hauptsächlich eine sehr beträchtliche Anzahl Namen russischer und französischer Offiziere auf.

Der Seekrieg.

Der norwegische U-Boot-Erlaß.

Durch einen königlichen Erlaß wird verfügt, daß der königliche Erlaß vom 13. Oktober 1916 betreffend U-Boote mit Wirkung ab 6. Februar 1917 folgendermaßen lauten soll: U-Boote, die zum Kriegsgebrauch ausgerüstet sind und den kriegführenden Mächten gehören, dürfen sich nicht in den norwegischen Hoheitsgewässern bewegen oder aufhalten. Wenn sie diesem Verbot entgegenhandeln, laufen sie Gefahr, ohne Warnung mit Waffengewalt angegriffen zu werden. Das Verbot soll nicht gegen die U-Boote gerichtet sein, die sich wegen schlechten Wetters, wegen Havarie oder um Menschenleben zu retten, auf norwegisches Seegebiet begeben. Das U-Boot soll sich dann innerhalb des Seegebiets in Überwasserstellung mit gehißter Nationalflagge oder internationalem Signal halten, das den Grund seiner Anwesenheit angibt. Das U-Boot soll das norwegische Seegebiet verlassen, sobald der Grund, der es zum Verweilen berechtigt, weggefallen ist. Die U-Boote, die zum Kriegsgebrauch ausgerüstet sind und einer nichtkriegführenden Macht angehören, dürfen ebenfalls nicht in die norwegischen Hoheitsgewässer einlaufen oder sich dort bewegen, außer bei hellem Tag in sichtigem Wetter und in Überwasserstellung mit gehißter Nationalflagge.

*

Versenkung eines französischen Truppentransportdampfers.

Nach einem Telegramm der „Köln. Ztg." teilt das französische Marineministerium amtlich mit, daß das Schiff der Vereinigten Reederkompagnie „Amiral Magon", der rund 900 Mann Truppen nach Saloniki führte und von dem Torpedojäger „Arc" begleitet war, am 25. Januar von einem feindlichen Unterseeboot torpediert wurde. Das Periskop des Unterseebootes wurde erst bemerkt, als der Torpedo bereits unterwegs war. Der „Amiral Magon" sank in 10 Minuten. 809 Mann wurden durch den begleitenden Torpedojäger und ferner den Torpedojäger „Bombarde" gerettet.

Der letztere streifte in der Gegend und kam mit großer Schnelligkeit heran, mit ihm 7 Fischerboote. Die Leute des „Arc" warfen sich wiederholt ins Meer, um trotz des schlechten Wetters den Soldaten zu helfen. Die meisten Opfer wurden durch die Explosion getötet. Der „Amiral Magon" war 1904 gebaut und hatte 5566 Tonnen. Rund 100 Personen sind umgekommen.

*

Auftauchen zweier deutscher Hilfskreuzer im westindischen Ozean.

Der „Frankfurter Zeitung" geht über Stockholm die folgende Meldung aus Tokio zu: Infolge der Nachrichten über das Auftauchen zweier deutscher Hilfskreuzer im westindischen Ozean stellten die japanischen Schiffahrtslinien die Veröffentlichung ihrer Fahrpläne ein.

Der Agenzia Ameriko zufolge wurde die englische Gesandtschaft in Rio de Janeiro benachrichtigt, daß der im Atlantischen Ozean operierende Hilfskreuzer gemeinsam mit deutschen Unterseebooten arbeite.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Vorbereitung für die nächste Kriegsanleihe.

Wie die „Frankfurter Zeitung" erfährt, dürfte demnächst durch eine Bundesratsverordnung bestimmt werden, daß die Ausgabe von Vorzugsaktien beschränkt wird. Man will auf diese Weise einem Wettbewerb mit der Kriegsanleihe von privater Seite begegnen.

Der preußische Finanzminister schwimmt im Gelde.

Während alle europäischen, und vielleicht auch andere Finanzminister sich in der größten Verlegenheit befinden, da sie für ihre Ausgaben zu geringe Deckung haben, ist der preußische Finanzminister in der glücklichen Lage, überreiche Deckungsmittel zur Verfügung zu haben. Und das kam so: Das Etatsjahr 1914 schloß mit einem Defizit von 116 Millionen. Der Finanzminister nahm an, für 1915 werde der Fehlbetrag auf 300 Millionen steigen. Er empfahl daher, diese fehlenden Summen durch Steuerzuschläge aufzubringen. Das Abgeordnetenhaus opponierte zwar dagegen, doch mit Hilfe des Herrenhauses setzte der Finanzminister seinen Willen durch. Die Zuschläge sollten 100 Millionen bringen. Soeben ist nun dem Abgeordnetenhaus die „Uebersicht der Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommen-

steuer für 1916" zugegangen. Die zu erhebende Steuer ist danach auf 610741 755 Mk. festgesetzt, wovon die Zuschläge allein 206 332 339 Mk. betragen.

Ueber diese Schröpfung sind die sonst sehr patriotischen bürgerlichen Blätter keineswegs erfreut. Die „Nationalliberale Korrespondenz" bemerkt hierzu:

„Im Etat von 1916 war die Einkommensteuer mit 453 Millionen (zuzüglich der neuen Zuschläge) veranschlagt, sie brachte aber 610 Millionen, also 157 Millionen mehr. Im Etat für 1917 soll sie nur 500 Millionen einbringen, während sie tatsächlich 1916 schon 110 mehr ergeben hat. Sollte solchen Zahlen gegenüber nicht etwas mehr Kritik am Platze sein, als sie von der Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses, um vom Herrenhause ganz zu schweigen, geübt zu werden pflegt?"

Und das „Berl. Tagebl." fügt hinzu:

„Jedenfalls erhellt aus dieser recht vorsichtig aufgestellten Rechnung, daß der Landtag dem Finanzminister ziemlich voreilig die im vergangenen Jahre so dringend von ihm verlangten Steuerzuschläge bewilligt hat."

Die „Vossische Ztg." fragt, nachdem sie festgestellt hat, daß den Defiziten von 1914 und 1915 in Höhe von 222 Millionen zur Deckung 302 Millionen gegenüberstehen: „Wird der Herr Finanzminister daraus den Anlaß entnehmen, die zuviel erhobene Steuer im Betrage von 80 Millionen den Steuerzahlern in irgend einer Form zugute kommen zu lassen?"

Das Blatt gibt hierauf selbst die folgende Antwort: „Was der preußische Finanzminister einmal hat, gibt er nicht wieder heraus, selbst wenn die Steuern, wie in der gegenwärtigen Zeit mit den größten Opfern von der Bevölkerung aufgebracht worden sind. Das ist die Ueberlieferung der preußischen Finanzpolitik seit Miquel."

Die Frage der Kriegsentschädigung.

Die „Berliner Politischen Neuesten Nachrichten", deren enge Beziehungen zum Reichsschatzamte bekannt sind, bringen folgende Mitteilungen:

„Es darf niemandem verwehrt werden, die Forderung einer angemessenen Kriegsentschädigung als eine der unerläßlichen Friedensbedingungen zu vertreten. Es ist aber ohne Frage eine Uebertreibung dieses grundsätzlichen Standpunktes, wenn man zur Begründung des Anspruchs auf Kriegsentschädigung geltend gemacht wird, daß die Lage unserer Reichs- und Staatsfinanzen ohne Kriegsentschädigung eine verzweifelte sein würde, daß der Friede ohne Kriegsentschädigung gleichbedeutend wäre mit unserem Ruin. Die Wirkung einer derartigen Auffassung zumal in einer Zeit wo die Begebung einer neuen Kriegsanleihe näherrückt, könnte leicht den Zwecken entgegengesetzt sein, die mit ihr verfolgt werden. Aber abgesehen davon, das deutsche Volk hat in 30 Kriegsmonaten einen Reichtum wirtschaftlicher und finanzieller Kraft entfaltet, den vor dem Kriege niemand für möglich gehalten hätte. Auf diese Tatsache darf sich das Vertrauen gründen, daß wir imstande sein werden, die künftigen Finanzlasten, auf deren ungewissen Charakter erst ganz kürzlich in einer amtlichen Auslassung hingewiesen worden ist, nötigenfalls aus eigener Kraft zu tragen."

In den ersten Monaten des Krieges war allerdings in Deutschland fast allgemein die Auffassung verbreitet, daß wir von den Gegnern eine Kriegsentschädigung bekommen müßten, die hinreichend ist, alle unsere durch den Krieg entstandenen Ausgaben zu decken. Mit der Länge der Zeit ist dieser Gedanke allerdings mehr und mehr zurückgetreten, weil die Kosten für alle Staaten eine so ungeheure Höhe erreicht haben, daß es doch immer mehr zweifelhaft erscheinen mußte, ob eine Kriegsentschädigung erlangt werden kann, die auch nur annähernd die Kosten der Sieger zu decken imstande wäre. Die Mitteilung der „Berl. Pol. Neuest. Nachrichten" läßt den Schluß zu, daß diese Ansicht auch in maßgebenden Kreisen immer mehr an Boden gewonnen hat.

10700 Zentner Kartoffeln in einem einzigen Kreise verheimlicht.

Am 15. Januar erklärte der Bund der Landwirte in einem Telegramm an den Kaiser, daß die Landwirte im heiligen Zorn über die Ablehnung des deutschen Friedensangebots und begeistert für den Kampf, zu jedem Opfer, zu jeder Leistung und zu jeder Entbehrung bereit seien, die das Vaterland von ihnen verlange. Aus verschiedenen Gegenden des Vaterlandes kamen aber inzwischen Nachrichten, die die Kundgebung der Landwirte in einem recht merkwürdigen Lichte erscheinen läßt. Das stärkste Stück leisteten sich einige Bauern im Kreise Gebweiler im Oberelsaß. Die Stadt Mülhausen, die u. a. auch vom Kreise Gebweiler mit Kartoffeln versorgt werden soll, leidet seit einiger Zeit sehr unter Kartoffelmangel. Seit kurzem nimmt nun ein Beamter aus Straßburg in den Gemeinden des Oberelsaß Kellerrevisionen vor. Und was war das Resultat? In 13 Gemeinden des Kreises Gebweiler wurden allein **10 700 Zentner** verheimlichter Kartoffeln gefunden. Diese Bestände — 53½ **Waggon Kartoffeln** — wurden beschlagnahmt und der Stadt Mülhausen übergeben, deren Kartoffelkalamität damit behoben ist. Dieses Vorkommnis beleuchtet die „wahrheitsgemäßen" Angaben der Landwirte über ihre Bestände mehr als genügend. Die nationalliberale „Straßburger Post" behauptet sogar: „Wie es in den bis jetzt kontrollierten Gemeinden ist, ist es auch in den übrigen Ortschaften, und es besteht nicht der geringste Zweifel, daß bei weiterer energischer Durchführung die Versorgung der Stadt Mülhausen mit Kartoffeln vollständig gesichert ist."

Um den Manipulationen dieser Bauern entgegenzuwirken, erklärt nun die „Straßburger Post", sei es notwendig, das bisherige sanfte Zureden der Landwirtschaft gegenüber in ein energisches Auftreten zu verwandeln; es sollte der Landwirtschaft endlich klar gemacht werden, daß wir einen Wirtschaftskrieg führen und auf uns selbst angewiesen sind. Gute Worte genügen hierzu nicht.

Das meinen wir auch.

Der amtliche Kriegsbericht.

WTB. Großes Hauptquartier, 1. Febr. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

An vielen Stellen der Front brachten Erkundungsvorstöße wertvolle Feststellungen über den Feind.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold v. Bayern.

Bei sehr strenger Kälte nur an einigen Stellen lebhafte Kampftätigkeit.

An der Narajowka, südöstlich von Lepnika Dolna, drangen Teile eines sächsischen Regiments in die russische Stellung ein und kehrten mit 60 Gefangenen und einem Maschinengewehr als Beute zurück.

An der Front des Generalobersten Erzherzog Josef und bei der Heeresgruppe Mackensen kleine Vorfeldgefechte und vereinzelt Artilleriefeuer.

Mazedonische Front.

Südwestlich des Doiran-Sees nach starkem Feuer vorgehende Abteilungen wurden abgewiesen.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Gewerkschaftsbewegung.

Warum wird das Bäckergewerbe nicht zum Kohlensparen angehalten? Die heutige Kohlennot ist zum Teil den Transportschwierigkeiten zu danken, zum Teil ist sie aber auch auf nicht so bald wieder zu behebende Ursachen zurückzuführen. Jedenfalls liegt genügender Grund vor, allen wirklich unnötigen Verbrauch von Kohle und Licht zu unterbinden. Die Masse des Volkes leidet schwer unter der allgemeinen Kohlenknappheit und Kohlenteuerung. Im Bäckergewerbe ist jedoch recht gute Gelegenheit zu bedeutenden Ersparnissen gegeben, wenn man die zu einem beträchtlichen Teil noch bestehende Sonntagsarbeit gänzlich verbietet. Sie ist schon in Friedenszeiten in einem großen Teile Deutschlands nicht mehr üblich gewesen, ohne daß das Wohlbefinden der Verbraucher dabei gelitten hätte. Noch im Kriege haben mehrere Innungen freiwillig beschlossen, die Sonntagsbäckerei einzustellen und ihre Mitglieder befinden sich wohl dabei. Aber andere glauben ohne die alten Gewohnheiten nicht auskommen zu können und wehren sich gegen die allgemeine Sonntagsruhe. Die Gehilfenorganisationen haben diese schon seit Jahren gefordert und sie haben nun angesichts des Kohlennotstandes wieder eine gemeinschaftliche Eingabe an die Reichsregierung und an die einzelnen Verwaltungsbehörden gerichtet, anläßlich der gegenwärtigen Zustände das Sonntagsbackverbot zu erlassen. Nach einem Hinweis auf die Bundesratsverordnung betr. die Kohlenersparnis und darauf, daß das Verbot der Sonntagsarbeit schon seit langer Zeit angestrebt wird, heißt es in der Eingabe:

„Am Sontag wird erfahrungsgemäß neben verhältnismäßig wenig Weißgebäck meist Kuchenware produziert, die recht gut auch an den letzten Wochentagen auch ohnedies verbraucht wird und ohne jeden Mehrverbauch an Licht in den meisten Fällen mit hergestellt werden könnte.— Brot wird Sonntags nur in sehr seltenen Fällen gebacken. Ein erheblicher Teil dieses Kuchen- und Weißgebäcks kann in der nicht voll ausgenutzten Ofenhitze an den Vortagen ohne erheblichen Mehrbedarf an Heizmaterial mit fertiggestellt werden. Erfahrungsgemäß wird aber am Sonntag wegen der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit der Ofen überhitzt, damit die Ware schnell gebacken werden kann. Abgesehen davon, daß solche Ware dem Magen wenig bekömmlich ist, wird auch hier wieder die kostbare Nachhitze nicht ausgenutzt, sondern verpufft nutzlos. Die Lichtersparnis in den vielfach recht dunklen Bäckereien würde jedoch eine enorme sein, weil der Lichtverbrauch für den Sonntag vielfach ganz oder doch zum größten Teil fortfallen könnte. In der großen Mehrzahl der Fälle wird Sonntags nur aus „Hang am Alten", aus Rücksicht auf die liebe Konkurrenz und die verkehrte Geschmacksrichtung mancher Konsumenten gearbeitet. Zur Verarbeitung des heute vorhandenen Mehlquantums, das oft schon am Freitag aufgearbeitet ist, braucht man den Sonntag nicht als Arbeitstag. Notwendige Ausnahmen kann man ruhig dem Entgegenkommen der unteren Verwaltungsbehörden vorbehalten."

Wie ist aber der bisherige Erfolg der Eingabe? Gleich Null! Irgend welcher entscheidende Schritt ist von der Regierung noch nicht unternommen worden und die einzelnen Verwaltungsbehörden machen langatmige Erhebungen bei den Bäckereien und kommen bei allem hin und her zu keinem Entschluß. Die Kohlen brennen lustig weiter! Ist ihre Knappheit noch nicht groß genug? Kommt der völlig unnötige Kohlenverbrauch in Tausenden von Betrieben Sonntag für Sonntag nicht in Betracht? Es ist, wie es scheint, notwendig, daß in den beschlußfassenden Körperschaften der Bundesstaaten und der Gemeinden die erste Gelegenheit ergriffen wird, nachzufragen, weshalb einer direkten Kohlenverschwendung nicht Einhalt geboten wird.

Aus Lübeck und den Nachbargebieten.

Donnerstag, 1. Februar.

Die Kälte ist diesmal wirklich „kernfest und auf die Dauer". Wohl gab es mancherlei graduelle Unterschiede, aber dennoch blieb das Quecksilber des Thermometers während der letzten Wochen stets einige Striche unter dem Nullpunkt. In friedlichen Zeiten, wenn der Keller mit Feuerungsmaterial gefüllt ist, um die Stuben so heizen zu können, daß man vom Fenster des warmen Zimmers aus behaglich in die weißglitzernde Winterlandschaft hinausblickte, würde man sich über das schöne Januarwetter gefreut haben. Jetzt wird jedoch vielfach der Wunsch laut, es möchten doch bald die linden Lüfte des Frühlings Eis und Schnee in ihre wässerigen Bestandteile auflösen, weil es mit den Brennstoffen bedenklich hapert. Auf der Wakenitz, die mit einer dicken Eisschicht überzogen ist, tummelt sich alltäglich eine große Schar von kleineren und größeren Menschlein und erfreut sich beim Schlittschuhlaufen. Unglücksfälle sind, soweit uns bekannt, erfreulicherweise dort noch nicht vorgekommen.

Feldpostadressen. Am 15. Februar 1917 treten folgende von uns bereits kurz erwähnte Bestimmungen über die Adressierung von Feldpostsendungen jeder Art in Kraft, die im „Armeeverordnungsblatt bekanntgegeben sind:

1. In den Aufschriften sind verboten alle Angaben über Kriegsschauplätze, Zugehörigkeit zu Armeen, Armeegruppen oder Armee-Abteilungen, Armeekorps, Divisionen und Brigaden; die Angabe eines höhren Stabes darf nur bei Adressen von Angehörigen dieser Stäbe erfolgen.

2. Die Feldposten dürfen nur die Bezeichnung des Truppenteils bis zum Regiment aufwärts enthalten, also entweder a) Regiment, Bataillon (Abteilung) und Kompagnie (Batterie, Eskadron) oder b) selbständiges Bataillon (Abteilung), und Kompagnie (Batterie, Eskadron) oder c) die dienstliche Bezeichnung besonderer Formationen (höhere Stäbe, Kolonnen, Flieger, Funker usw.)

3. a) Bei Truppenteilen, die einem Regimentsverband angehören, darf außer der Angabe von Regiment, Bataillon (Abteilung), Kompagnie (Batterie, Eskadron) nichts hinzugesetzt werden (auch nicht die Feldpostnummer). b) Bei Truppenteilen, die keinem Regimentsverband angehören (selbständige Bataillone, höhere Stäbe, Kolonnen, Flieger, Funker usw.) ist als Feldpostadresse die dienstliche Bezeichnung der betreffenden Formation erforderlich, jedoch mit dem Zusatz: „Deutsche Feldpost Nr . . . .; die Nummer der zuständigen Feldpostanstalt ist von dieser zu erfragen. c) Bei Angehörigen der Stäbe von Armeekorps (Generalkommandos) sowie von Divisionen und Brigaden muß die Feldpostnummer in der Adresse bleiben.

4. Alle Feldpostämter und Feldpostexpeditionen werden für die Folge mit „Deutsche Feldpost" und einer Nummer bezeichnet.

Die Feldpostadressen haben hiernach zum Beispiel zu lauten:

a) ohne Angabe einer Feldpostnummer (siehe unter 2a), da im Regimentsverband:

An
Unteroffizier Friedrich Müller
Infanterie-Regiment 91
1. Bataillon
3. Kompagnie

b) mit Angabe einer Feldpostnummer (siehe unter 2b), da nicht im Regimentsverband:

An
Jäger August Meyer
Jäger-Bataillon
2. Kompagnie
Deutsche Feldpost Nr. 163

c) mit Angabe einer Feldpostnummer (siehe unter 3b), da besondere Formation und nicht im Regimentsverband;

An
Trainsoldat Otto Schulz
Reserve-Fuhrpark-Kolonne Nr. 190
Deutsche Feldpost Nr. 180

Die Bekanntgabe der neuen Feldpostadressen nach der Heimat erfolgt durch die Truppenangehörigen. Hierzu haben alle Formationen des Feld- und Besatzungsheeres von der nächsten Postanstalt Postkarten anzufordern, die mit dem Aufdruck oder der deutlichen Niederschrift der neuen Adressen zu versehen, so rechtzeitig den Angehörigen uzusenden sind, daß diese bis zum 15. Februar 1917 in Besitz der neuen Adressen sind. Die Angabe der Formation muß einfach, klar, der dienstlichen Bezeichnung entsprechend und ohne entstellende Abkürzungen sein. Die zuständige Feldpostanstalt ist bei Feststellung der Adresse zu beseitigen. Die Aufnahme eines Hinweises ist notwendig, daß die neue Feldpostadresse erst am 15. Februar 1917 in Kraft tritt. Die Truppenteile überwachen die Ausführung vorstehender Bestimmungen und die rechtzeitige Auflieferung der Karten. Außerdem wird auf folgendes hingewiesen: Bei Aenderung der Adressen müssen die Angehörigen jedesmal erneut verständigt werden. Die Truppenteile haben ihren Uebertritt in einen anderen Verband der bisherigen und der neuen Feldpostanstalt sofort schriftlich (nicht telegraphisch) mitzuteilen.

Beschlagnahme von Natron-Zellstoff usw. Am 1. Februar 1917 ist eine Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme von Natron-(Sulfat)Zellstoff, Spinnpapier und Papiergarn erschienen, durch die aller Natron-(Sulfat-)Zellstoff, alles unter Mitverwendung von Natron-(Sulfat-)Zellstoff hergestelltes Spinnpapier, sowie alle Papiergarne, welche aus dem vorbezeichneten Spinnpapier allein oder unter Mitverwendung von Faserstoffen hergestellt sind, beschlagnahmt werden. Ausgenommen bleiben nur die Garne, die aus Papier und Bastfasern bestehen. Diese Garne unterliegen den Bestimmungen der Bekanntmachung vom 10. November 16. Trotz der Beschlagnahme bleibt die Lieferung von Natron-(Sulfat-)Zellstoff, von Spinnpapier und von Papierflachgarn zur Herstellung von Papierrundgarn gestattet, während die Lieferung von Papierrundgarn nur unter bestimmten Einschränkungen und Bedingungen zulässig ist. Ebenso bleibt trotz der Beschlagnahme die Verarbeitung von Spinnpapier zu Papierflachgarn und zu Papierrundgarn, sowie die Verarbeitung und Verwendung von Papierrundgarn allgemein und die Verarbeitung von Papierflachgarn zu Papierrundgarn erlaubt, während die Verarbeitung von Natron-(Sulfat-)Zellstoff an bestimmte Bedingungen, insbesondere an eine bestimmte Mischung mit Sulfat-Zellstoff geknüpft ist. Der Wortlaut der Bekanntmachung, deren einzelne Bestimmungen für die beteiligten Kreise von Wichtigkeit sind, ist bei den Polizeibehörden einzusehen.

Der Postkreditbrief. Eine neuere Einrichtung der Reichspostverwaltung, auf die wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben, die aber leider noch nicht genügend bekannt zu sein scheint, ist der Postkreditbrief. Er bietet ein bequemes, praktisches und dabei billiges Mittel für alle Reisenden, unterwegs ihren Zahlungsmittelbedarf zu decken, ohne große Geldbestände bei sich zu führen, und wirkt so im Interesse der gerade in der jetzigen Zeit so wichtigen Beschränkung des Bargeldumlaufs. Jeder Reisende sollte daher, anstatt einen größeren Barbetrag längere Zeit mit sich zu führen, von dieser Einrichtung Gebrauch machen. Der Postkreditbrief besteht in einem leicht aufzubewahrenden Heftchen in der Größe von 12½ : 8½ Zentimeter, das 10 abtrennbare Vordrucke zu Abhebungen enthält. Er kann über jeden durch 50 teilbaren Betrag bis 3000 Mk. ausgestellt werden. Wer die Ausstellung eines Kreditbriefes wünscht, braucht nur den Betrag, über den er ausgefertigt werden soll, mit Zahlkarte bei einer Postanstalt des deutschen Reichs an das für den Einzahlungsort zuständige Postscheckamt einzuzahlen oder von seiner Postscheckrechnung auf das bei demselben Postscheckamt anzulegende Postkreditbrief-Konto zu überweisen. Auf dem Abschnitte der Zahlkarte oder der Ueberweisung ist die Person, für die der Kreditbrief bestimmt ist, genau nach Namen, Wohnort und Wohnung zu bezeichnen. Das Postscheckamt sendet den Kreditbrief der als Inhaber bezeichneten Person unverzögert portofrei zu. Abhebungen — bis zu 1000 Mk. an einem Tage — sind bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs zulässig. Der Abheber weist seine Berechtigung zum Empfang durch eine auf ihn lautende, bei der Postanstalt seines Wohnorts erhältliche Postausweiskarte nach; daneben sind bis auf weiteres auch die für die Abholung postlagernder Sendungen vorgeschriebenen Ausweispapiere, d. h. die von den Polizeibehörden während des Kriegszustandes ausgestellten Ausweise zur Empfangnahme postlagernder Sendungen, die im Inland ausgestellten deutschen Pässe und die Ausweise zum Aufenthalt in Seebädern, soweit sie die Personalbeschreibung, die Photographie und die beglaubigte eigenhändige Unterschrift des Absenders enthalten, zugelassen. Die Gültigkeitsdauer eines Postkreditbriefes beträgt 4 Monate. Die Kosten sind nur gering; außer der Zahlkarten- oder Ueberweisungsgebühr (10 Pfg. oder 3 Pfg.) werden erhoben: 50 Pfg. für die Ausfertigung und 10 Pfg. für jede Rückzahlung bis zu 100 Mk., 5 Pfg. mehr für je 100 Mk. bei höheren Beträgen. Nähere Auskunft erteilen die Postanstalten.

Hansa-Theater. Man schreibt uns: „Autoliebchen" eine erfolgreiche Operetten-Posse, gelangt vom 1. Februar ab täglich abends 7½ Uhr im Hansa-Theater zur Aufführung. Die musikalische Leitung hat der neue Kapellmeister Hugo Schlippe, die Spielleitung besorgt Herr Braun.

Die Volksküche gab im Monat Januar 48 551 Portionen ab. An 30 Tagen wurden gekocht; pro Tag 1618 Portionen. Weiter wurden 2026 große Tassen Kaffee zu 10 Pfg. für 5 289,40 Mark Abendessen und an 7014 Kinder Portionen zu 10 Pfennig verabfolgt.

Stadttheater. Polizeilicher Verfügung gemäß müssen die Vorstellungen um 10½ Uhr beendet sein. Das geehrte Publikum wird deshalb höflichst gebeten, möglichst pünktlich zu erscheinen, da alle Vorstellungen mit dem Glockenschlag 7½ Uhr beginnen. Vorstellungen von längerer Zeitdauer als 3 Stunden beginnen pünktlich um 7 Uhr.

pb. **Verhaftet** und dem Garnison-Kommando zugeführt wurde ein Musketier aus Schwerin, der früher in seinem Zivilstande schon mehrfach vorbestraft ist und sich jetzt wieder hier mehrfache Diebstähle zuschulden kommen lassen hat.

pb. **Diebstähle.** Gestern sind einem Fräulein auf einer Auktion in der Curtiusstraße eine schwarze seidene Beuteltasche mit 2 Portemonnaies mit im ganzen etwa 40 Mark Inhalt und ein Fahrscheinbündel für die Straßenbahn vom Roten Kreuz mit dem Name der Inhaberin, ferner einer Frau im Gedränge beim Einkauf in der Mengstraße eine schwarze Handtasche mit 9 Mk., einem Bund Schlüssel, einem Lebensmittelbuch, Fleisch- und Eierkarten, und einer Frau in einem hiesigen Geschäft ein Portemonnaie mit 85 Mk. gestohlen worden. Da alle drei Diebstähle von einer und derselben Person ausgeführt sein können, so dürfte hier ein gefährlicher Taschendieb aufgetreten sein, vor dem gewarnt wird.

Schwartau. Selbstmord eines Schülers. Am gestrigen Abend wurde auf Bahnhof Bad Schwartau ein 15jähriger Schwartauer Schüler von dem um 6.30 von Lübeck abfahrenden Personenzug Nr. 682 überfahren und sofort getötet. Wie durch die angestellten Erhebungen einwandfrei festgestellt ist, hat der Getötete von der dem Bahnhof abgewendeten Waldseite aus die Einfriedigung überstiegen und sein auf selbstmörderische Absicht hinzielendes Vorhaben ausgeführt.

Malente-Gremsmühlen. Opfer des Eises. Durch zu frühes Betreten des noch nicht dauerhaften Eises auf dem Dieksee haben zwei junge Menschen den Tod gefunden. Der 13jährige Sohn der Witwe Burmeister in Malente brach beim Schlittschuhlaufen ein; der ihm zur Hilfe eilende 17jährige Sohn des Bahnarbeiters Fröhlich auf Hafkamp brach ebenfalls ein und beide ertranken. Die Leichen konnten noch nicht geborgen werden.

Ratzeburg. Auf dem Eise eingebrochen und ertrunken ist der Maurer Burmeister aus Utecht, der über das Eis des Großen Ratzeburger Sees ging, um nach Sarau zu gelangen.

Schwerin. Einstellung des Straßenbahnbetriebes. Infolge des Mangels an Zufuhr von Rohstoffen für das Städtische Elektrizitätswerk ist der Straßenbahnbetrieb bis auf weiteres eingestellt worden.

Gerstbacht. Einen tödlichen Unglücksfall erlitt in der Dynamitfabrik von Krümmel ein Bauhilfsarbeiter. Er zog sich beim Holztransport einen Schädelbruch zu, dem er nachts erlegen ist.

Husum. Ein nordfriesischer Wald verschwunden. Die schweren Januarstürme, welche die nordfriesischen Inseln und die Küstengebiete Schleswig-Holsteins heimgesucht haben, haben schwere Verheerungen angerichtet und den schönen, großen Mildstedter Wald südlich von Husum radikal weggefegt. Eine orkanartige Windsbraut fuhr mit elementarer Gewalt durch die alten Baumbestände und entwurzelte und brach hohe starke Kiefern und Fichten wie Streichhölzer nieder. Vom Ausflugsort „Waldlust" hörte man nachts ein furchtbares Getöse krachender und stürzender Bäume, das sich immer mehr der Sommerwirtschaft näherte. Der Wald fand bis zu dieser Wirtschaft nieder und durch die Luft sausende Baumstämme stürzten auf das Dach des Hauses, oder flogen darüber hinaus in die Weite. Ein unbeschreiblicher Tumult erfüllte die Luft, als das Knistern und Splittern der Bäume seinen Höhepunkt erreichte. Der Orkan hatte den Wald von allen Seiten erfaßt und verschonte fast keinen Stamm; ein trostloses Chaos bezeichnet die Stelle, wo einst stolze, prächtige Nadelhölzer gestanden haben. An einigen Stellen sind nicht einmal mehr die zusammengebrochenen Bäume zu finden, nur kleine Lichtungen zeigen den Platz an, wo sie gestanden haben. Die gefiederten Bewohner des Waldes haben zum großen Teil ihren Untergang gefunden. Zwischen die Furchtbarkeit des Baumbruchs mischte sich das unheimliche nächtliche Gekrächze vieler Tausender von Krähen. Nach der ersten Schätzung sind etwa 2500 Kiefern und Fichten niedergebrochen.

Theater und Musik.

Das 18. volkstümliche Konzert des Vereins der Musikfreunde war gestern Mozart gewidmet. Es war als Nachfeier zum Geburtstage des großen Meisters, der am 27 Januar 1756 das Licht der Welt erblickte, gedacht und verlief in würdigster Weise. Eingeleitet wurde das Konzert durch die weihevollen Klänge der Ouvertüre zur „Zauberflöte", und diesem bekannten Werke reihten sich prächtige Juwele aus der musikalischen Schatzkammer Mozarts an. Im A-dur-Konzert für Klarinette und Orchester wirkte Herr Gerber als Solist auf der Klarinette mit und erzielte für seine hochachtbare künstlerische Leistung reichen Beifall. Die graziöse Ballettmusik „Les petit riens", die von Dr. Göhler bearbeitet worden ist, wurde auf vielseitiges Verlangen zu einem Teil wiederholt. Unter Dr. Göhlers Leitung musizierte das Orchester in trefflichster Weise.

Literarisches.

Die Glocke, Sozialistische Wochenschrift. Herausgeber: Parvus (Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H., Berlin SW. 68). Das soeben erschienene Heft 44 enthält u. a. folgende Artikel: Dr. Paul Lensch, M. d. R.: In der Mauser. Wilhelm Janssen: Parteispaltung und die Gewerkschaften. Heinrich Wetzker: Die Zukunft der Internationale. Heinrich Cunow: Die deutsche Sozialdemokratie und die Marxsche Staatstheorie. Julian: Scharnhorst über den Krieg. Edgar Steiger: Fjodor Michailowitsch Dostojewski. — Einzelhefte 20 Pfg., vierteljährlich 2,50 Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Der
Lübecker Volksbote
dient
den Arbeiterinteressen
schützt
die Rechte des Volkes!

Gelesene Nummern des „Volksboten"
bitten wir nicht wegzuwerfen, sondern zur Gewinnung neuer Abonnenten weiterzugeben. Es ist Pflicht eines jeden Parteigenossen, für sein Parteiblatt zu werben.

Verantwortlich für die Rubrik „Aus Lübeck und den Nachbargebieten" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Eine Bekanntmachung betreffend „Beschlagnahme von Natron-(Sulfat-)Zellstoff, Spinnpapier und Papiergarn vom 1. Februar 1917 Nr. M. III. 4000 12 16. KRA." wird heute durch die amtlichen Zeitungen (Regierungs- Amts- und Kreisblätter) sowie durch die Polizeibehörden veröffentlicht.

Altona, den 1. Februar 1917. (7213

Stellv. Generalkommando IX. A.-K.

Bekanntmachung
betreffend die Aufstellung neuer Kundenlisten für den Verkauf von frischem Fleisch.

Auf Grund des § 3 der Bundesratsverordnung über die Regelung des Fleischverbrauchs vom 21. August 1916 verordnet das Polizeiamt:

Für den Verkauf von frischem Fleisch von Rindvieh, Schafen und Schweinen sind neue Kundenlisten aufzustellen, welche vom 18. Februar 1917 ab in Gültigkeit treten.

Die Kunden haben sich in der Woche vom 4. bis 10. Februar 1917 bei ihren Verkäufern zur Kundenliste anzumelden.

In die Kundenliste sind der Name und die Wohnung der Kunden, und getrennt die Zahl der Vollfleischkarten und Kinderfleischkarten aufzunehmen.

Die Verkäufer sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ihre Kundenlisten fortlaufend auf dem richtigen Stand gehalten werden.

Im übrigen bleiben die Bekanntmachungen betreffend den Verkauf von Fleisch und die Kontrolle des Fleischverbrauchs vom 25. September 1916 und 6. Dezember 1916 in Gültigkeit.

Zuwiderhandlungen gegen die vorstehende Anordnung werden auf Grund des § 14 der Bundesratsverordnung vom 21. August 1916 mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10100 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Lübeck, den 25. Januar 1917.

7211 Das Polizeiamt.

In den Revieren Nr. 1, 2, 3, 10, 17 wird von heute, dem 1. Februar ab die Bedienung durch die Verkaufswagen eingestellt.

Die Abgabe erfolgt in bekanntgegebener Weise durch die auf den Antragsformularen genannten Verkaufsstellen. (7217

Hansa-Meierei, G. m. b. H., Lübeck.

Von der
Lehrmeister-Bibliothek
empfehlen wir besonders folgende Bändchen:

Das Einmachen der Gemüse ....40 ₰
Nr. 343—44.
Das Einmachen der Früchte ....20 ₰
Nr. 3.
Ernte u. Aufbewahrung des Obstes 40 ₰
Nr. 55—56.
Die Fruchtsaftbereitung .....20 ₰
Nr. 345.
Verwertung d. Honigs im Haushalt 20 ₰
Nr. 77.
Pilzküche .....20 ₰
Nr. 300.
Billige Fleischersatzküche .....20 ₰
Nr. 320.
Kaninchenfleischküche .....40 ₰
Nr. 334—35.
Billige Fischküche.....40 ₰
Nr. 350—51.
Ein Monat Arbeiterküche .....20 ₰
Nr. 46.
Vegetarisches Kochbuch.....20 ₰
Nr. 187.
Kochkiste und Kochbeutel.....20 ₰
Nr. 346.

Buchhandlung von
Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Man abonniert jederzeit auf das
schönste und billigste
Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter
München — Zeitschrift für Humor und Kunst
Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—
Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 47
Kein Besucher der Stadt München
sollte es versäumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 47III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.
Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Feldpostbriefe
5 Briefbogen u. 5 Kuverts 10 Pfg.
Feldpostkarten
10 Stück 10 Pfennig
hält vorrätig
Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co.,
Johannisstraße 46.

Holsten-Bank
Abteilung Lübeck
Königstraße 27. Schwartauer Allee 67a.
Wir übernehmen
Spar-Einlagen
zur Verzinsung. (7216

Deutscher
Transportarbeiterverband.
Ortsverwaltung Lübeck.

Todes-Anzeige.

Den Mitgliedern zur Kenntnis, daß unser Kollege
Fritz Paustian,
Beiladerer,
verstorben ist.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet am Donnerstag, d. 1. Februar 1917, nachmittags 2½ Uhr, von der Kapelle auf dem Friedhof westlich aus statt. Versammlung der Kollegen um 1½ Uhr im „Bergen Hof".
Um rege Beteiligung ersucht
7220) Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Verein.

Am Donnerstag verschied unser Genosse
Fritz Paustian.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung erfolgt am Sonnabend nachmittag 2½ Uhr auf dem Burgerfeld Friedhof. Die Genossen versammeln sich bis 1½ Uhr im „Bergen Hof".
7220) Der Vorstand.

Sie erhalten ein (7215
sehr schönes Bett u. Bettstelle u. ein Klaviersessel,
wenn Sie [illegible] 28, II.

Visitenkarten
liefert schnellstens
Buchdruckerei Fr. Meyer & Co.

Beerdigung [illegible] an Sonntag, [illegible] (7212

Danksagung.

Für die rege Teilnahme und [illegible] Kranzspenden anläßlich der Beerdigung unseres Lebensmitkämpfers, insbesondere [illegible] Pastor Hensel, sowie der Meistern, seinen Kollegen, den Metallarbeiter-Verband, den Arbeiter-Turnverein und für die Interessierung meiner Mitarbeiterinnen dankt herzlich (7219

Dora Neitzke.

Ausschuß- und Kommissionssitzungen

D. T. V.
Vorstandssitzung
am Sonntag, d. 4. Febr.
nachmittags 4 Uhr
im Bureau.
7224) Der Vorstand.

Knochenverkauf.
Morgen, Freitag,
kein Knochenverkauf.
7218 Paul Lohrmann.

Bilderleisten
einrahmungen
Oscar Tauchnitz, Glashandlg.
Fleischhauerstr. 35. Fernruf 2818.

Alle Arbeiter
kaufen gern und gut ihre Arbeitskleidung bei
Otto Albers
Markt 4. Kohlmarkt 10.
Mitgl. des Rab.-Spar. Lübeck.

Das Grundübel.
Separatabdruck von fünf Artikeln aus der Dortmunder „Arbeiter-Zeitung" in der sie im Monat Juli 1916 erschienen sind.
Von A. Gerisch.
— Preis 15 Pfg. —
Zu haben:
Buchhandl. Fr. Meyer & Co.
Johannisstr. 46.

Hansa-Theater. 7219
Täglich abends 7½ Uhr:
Autoliebchen
Operettenposse. Mus. J. Gilbert.

Stadttheater. 7214
Donnerstag, d. 1. Februar 1917
Figaros Hochzeit.
Oper von Mozart.
Freitag, den 2. Februar 1917
Die Jüdin.
Oper von Halevy.
Sonnabend, d. 3. Februar 1917
Gastspiel des Hamburger Schauspielhauses:
Adam, Eva u. die Schlange.
Komödie von Paul Beyer.
Anfang der Vorstellungen 7½ Uhr.
Sonntag, den 4. Februar:
Nachmittags 3 Uhr:
Volksvorstellung
Jeder Platz 50 Pfg.
Kabale u. Liebe.
Von Friedrich von Schiller.
Verlosung der Plätze Freitag u. Sonnabend abend von 8½ bis 9½ Uhr an der Theaterkasse.

Nr. 27
24. Jahrgang

Beilage zum Lübecker Volksboten

Sonnabend, den 1. Februar 1917

Die sozialistische Friedensagitation in England.

Aus Amsterdam schreibt man dem „Vorwärts“: Es scheint ein bemerkenswertes Symptom, daß jetzt in der englischen Presse Berichte über die sozialistische Friedensagitation zu finden sind, die man — von flüchtigen Erwähnungen in Wochenblättern abgesehen — mehr oder minder freiwillig totzuschweigen versucht hat. So berichtet der „Manchester Guardian“ vom 22. d. M. über eine Rede Mac Donalds in Coventry, die ein kleines Häuflein Lärmmacher vergebens zu stören versucht hat. Mac Donald trat für einen „politischen Frieden“ an Stelle des „militärischen Friedens“ und für die internationale Beilegung der Konflikte ein.

Ebenso mißlangen die Absichten der „patriotischen“ Skandalmacher in den Versammlungen, die Genosse Philipp Snowden in Oldham und Rochdale abgehalten hat. In der ersten, von mehreren hundert Personen besuchten Versammlung waren, wie der „Manch. Guard.“ sagt, zwei oder drei Zwischenrufer, die aber anscheinend die einzigen Anwesenden waren, die mit dem Redner nicht sympathisierten. Snowden sprach u. a. über die verschiedenen Methoden, die man anwende, um Menschen oder Geld für den Krieg zu bekommen. Von den Volksmassen verlange man alles, was sie zu geben hätten, die Besitzenden müsse man mit hohen Zinsen zu Geldopfern gewinnen. In den großen Anleihezeichnungen drückten sich nur die übermäßigen Kriegsprofite aus, die Mehrzahl der aus dem Felde Heimkehrenden aber werde wieder auf der untersten Sprosse der sozialen Leiter zu beginnen haben: **Wenn die Leute über die Vernichtung des deutschen Militarismus sprechen, so sprechen sie über etwas, was es nicht gibt. Der Militarismus hat keine geographischen Grenzen.** Es ist ein Geist, der überall herrscht. Der einzige Unterschied zwischen dem Militarismus in England und dem in Deutschland ist, daß im ersten Land jahrhundertelange Kämpfe den zivilen Autoritäten die Kontrolle gegeben haben. Aber seit 1914 haben die Militaristen ihre gute Gelegenheit wahrgenommen und sind nun obenauf. Zur Besprechung der Antwortnote an Wilson übergehend fragte Snowden, welches Interesse England an dem Besitz Konstantinopels durch Rußland habe. Jedermann fordere einen dauernden Frieden, aber dieser sei nicht möglich, wenn in irgend einer Nation das Gefühl angetanen Unrechts zurückbleibe. Nichts sei wahnwitziger als das Gerede vom Kampf bis zum letzten Mann und letzten Schilling: „Eine Nation wie Deutschland kann nicht ganz vernichtet werden und die von den Verbündeten genannten Bedingungen sind solche, die nicht diktiert werden können. Wenn Deutschland seine Bedingungen bekannt gibt und vorbehaltlos Belgien aufzugeben und sein Volk voll zu entschädigen einwilligt — weniger kann auch der extremste Friedensfreund nicht annehmen — wird keine Frage übrig bleiben, die nicht durch Verhandlungen gelöst werden kann.“ Zum Schluß sprach Snowden scharf gegen die Projekte der Pariser Wirtschaftskonferenz: „Es ist kein Frieden in Europa möglich, wenn die eine Hälfte der Nationen die andere wirtschaftlich umzubringen trachtet. Würde England einer solchen schutzzöllnerischen Gemeinschaft beitreten, würde seine Flotte als das größte Werkzeug der Tyrannei in der Welt gelten.

In Rochdale sprach Snowden gleichfalls in einer großen Versammlung, besonders über die Beschränkung der Meinungsfreiheit: „Die Presse füttert das Volk mit Lügen. Dürfte sie die Wahrheit sprechen, wäre in keinem Land der Krieg möglich.“ Militarismus und Demokratie seien ewig unvereinbar. Heute sei es klar, was hinter der Dienstpflicht stecke, der industrielle Dienstzwang. Kein vernünftiger Mensch glaube, daß die Regierung die Versprechungen, die sie den Gewerkschaften gegeben habe, halten werde.

Wirtschaftliches.

Keine Holzversteigerungen mehr in Dänemark.

Kopenhagen, 29. Januar. In Dänemark sind Versteigerungen von Holz aus den dänischen Wäldern verboten worden. Eine Ausnahme bilden die vor dem 31. Januar angekündigten Auktionen.

Aus der Partei.

Die französischen Sozialisten und die Friedensbestrebungen. Der französische Parteivorstand hat den Vorschlag der holländischen Mitglieder des Exekutivkomitees des Internationalen Bureaus, eine Zusammenkunft von französischen und englischen Vertretern mit den holländischen und belgischen Komiteemitgliedern — unter Hinzuziehung des Schweden Branting — zu veranstalten, um über den Antrag auf Einberufung einer Vollsitzung des I. S. B. zu beraten, rundweg abgelehnt. Genosse Troelstra schreibt nun in „Het Volk“ vom 23. Januar über diese Weigerung: Man beachte wohl, es handelte sich um Behandlung eines Antrags und um nichts mehr. Darauf ist nun eine schroffe Weigerung gekommen. Der französische Parteivorstand will den Punkt, der jetzt den Sozialisten aller Länder als die brennende Frage des Augenblicks erscheint, nicht einmal besprechen. Er verweigert jede Ueberlegung auch mit dem Organ, das als Bevollmächtigter aller angeschlossenen Parteien berufen ist, die Interessen der Internationale zu beherzigen. Er weigert diese Ueberlegung in einem bedeutungsschweren geschichtlichen Augenblick, jetzt, wo jedes Zaudern, jede Verzögerung der Sammlung der proletarischen Kräfte aller Länder zum Hinwirken auf einen, auf die sozialistischen Forderungen begründeten Frieden bedeutet, daß man das Feld für die imperialistischen Treiber aller Länder freiläßt, die Fortsetzung des Krieges, Eroberung, Befestigung der Herrschaft des Großkapitals, Vernichtung des Volkseinflusses und der proletarischen Macht wollen. Die französische Partei lädt durch einen solchen Beschluß wahrlich eine furchtbare Verantwortung auf sich. Für die niederländische Delegation im Exekutivkomitee wäre es nun die Frage, ob sie nach dieser trotzigen Abweisung ihres Ersuchens um Ueberlegung die Verantwortung für ihr weiteres Verbleiben im Komitee noch weiter tragen könnte, wäre es nicht, daß der Beschluß der französischen Parteileitung an sich schon beweise, daß man es hier mit einem letzten verzweifelten Versuch zu tun hat, um das abzuwenden, was — sofern man sich nicht außerhalb der Internationale stellen will — nicht mehr abzuwenden ist. Ist doch der Beschluß mit 13 gegen 11 Stimmen gefaßt worden. Das zeigt, daß es nicht lange mehr dauern kann, bis auch die französische Partei ihre übernationalistische Periode überwunden haben und wieder zum normalen Denken und Fühlen einer Abteilung der Internationale zurückkehren wird. Und da doch jemand den sonst verlassenen Posten besetzt halten muß, und da es die hoffnungslose Verwirrung unserer Tage nur verschlimmern würde, wollte man examinieren, was werden muß und wird, darum werden wir wohl gut tun, die unwohlwollende Haltung der französischen Mehrheit nicht zu schwer zu nehmen und eben noch zu warten, bis sie einsieht, daß sie wieder sozialistische Politik treiben muß.

Soziales.

Zur Wohnungsfürsorge. Eine Besprechung hat, nach der „Voss. Ztg.“ kürzlich auf Einladung des Ministers der öffentlichen Arbeiten unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs von Coels zwischen Vertretern des Städtetages, von Siedlungsgesellschaften, Bauvereinen, des Reichsausschusses der Kriegsbeschädigtenfürsorge und einer Reihe von Behörden stattgefunden. Die Beratung erstreckte sich im wesentlichen auf zwei Fragen:

1. Wie ist der Bebauungsplan für Kleinsiedlungen namentlich auf städtischem Gebiete zu gestalten?
2. Welche Erleichterungen für den Bau des Kleinwohnhauses können in den baupolizeilichen Bestimmungen besonders der Städte gewährt werden?

Nach beiden Richtungen kommt es darauf an, auf die Vereinfachung und Verbilligung des Wohnens im Kleinwohnhause hinzuarbeiten. Durch zweckmäßige Gestaltung des Bebauungsplanes ist es möglich, an Gelände- und Straßenbaukosten im großen zu sparen, die Ermäßigung der baupolizeilichen Anforderungen führt beim einzelnen Bau zu zahlreichen kleinen Verbilligungen, deren Summe für die Gesamtbaukosten eines Kleinhauses ins Gewicht fällt. Die Vereinfachungs- und Verbilligungsvorschläge des Ministeriums sollen alsbald den nachgeordneten Behörden zugehen, deren Aufgabe es sein wird, ihnen weitestgehende Beachtung und Anwendung zu verschaffen.

Vom Arbeiterproblem beim Kriegsschluß. Die Uebergangszeit vom Kriege zum Frieden wird einmal den am meisten am Weltkrieg beteiligten Staaten viele Probleme bieten, von denen die Ueberleitung der vielen Millionen Kriegsteilnehmer in friedlichere Beschäftigung nicht das Leichteste sein dürfte. Dies ist bereits jetzt aus der Tatsache zu ersehen, daß sogar ein vom Kriege verschontes Land, wie z. B. Dänemark, durch die großen Einberufungen und Entlassungen solche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Eine große Ablösung in der Neutralitätswache Dänemarks steht in den nächsten Tagen bevor. Um nun den vielen Entlassenen, die bei ihrer Einberufung ihre festen Arbeitsstätten verlassen mußten, verfügbare Stellungen zu verschaffen, ist mit Genehmigung des Kriegsministeriums ein Verein „Dannewirke“ gegründet worden. Dieser Verein läßt unter den Soldaten vor ihrer Entlassung Vordrucke verteilen, auf denen sie alle Angaben betreffs Arbeitsfach, gewünschte Stellung usw. notieren können, wonach dieses Material durch die öffentlichen Arbeitsnachweisanstalten über das ganze Land verbreitet wird, sodaß Arbeitersuchende Unternehmer in diese Listen überall Einsicht nehmen können. Außerdem wird den Entlassenen Bescheid erteilt, wo sie einen kommunalen Arbeitsnachweis zu suchen haben. Sie werden auch von ihren militärischen Vorgesetzten aufgefordert, schleunigst nach der Entlassung sich bei einem Nachweis zu melden.

Man hofft durch diese Maßnahmen den größten Schwierigkeiten aus dem Wege gehen zu können, wenn nur beide Parteien ernstlich bestrebt sind, den kommunalen Arbeitsnachweis zu benutzen.

Aus Nah und Fern.

Erdbeben. Aus Laibach, 30. Januar, wird telegraphiert: Das gestrige Erdbeben richtete in Munkendorff an der Save großen Schaden an. Beinahe alle Häuser sind beschädigt und einzelne eingestürzt. Die Bevölkerung verließ fluchtartig ihre Wohnstätten und suchte in Holzhäusern und Stallungen Zuflucht. Zwei Bauernsöhne wurden durch Mauern verschüttet, aber sofort gerettet. Von militärischer Seite wurden Zelte, Decken, Feldküchen usw. nach Munkendorff abgesandt. Auch in Rann wurden fast sämtliche Häuser beschädigt, davon der Kirchturm und die Bezirkshauptmannschaft schwer. Die Bevölkerung wurde zum Teil in Zelten und Baracken untergebracht. Eine Person wurde getötet.

Strenge Kälte in Schweden. „Politiken“ meldet aus Stockholm, daß aus allen Landesteilen von strengem Frost berichtet wird, teilweise mit starkem Schneefall. Das Thermometer zeigt bis zu 22 Grad Kälte, in Stockholm 10 Grad. Die Eisenbahnen haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Explosion. Laut „Petit Parisien“ fand in einer Kriegswerkstätte in Hazebrouk eine Wasserstoffexplosion statt. In dem Gebäude waren ungefähr 40 Arbeiter beschäftigt. Mehrere wurden getötet und viele schwer verletzt.

Jeder sein eigener Schuhmacher. Die Lederkrise in Schweden und die Schuhknappheit, die sie im Gefolge hat, hat bereits das Stockholmer Lebensmittelamt zur Eröffnung einer öffentlichen Reparaturwerkstatt für Schuhwaren unter Leitung von Fachleuten veranlaßt. Nun hat man sich in Gotenburg entschlossen, dem Beispiel der Hauptstadt zu folgen, oder vielmehr es noch zu übertreffen, indem man „Sohlkurse“ einrichtet, in denen je zwölf Personen gleichzeitig in der Wiederherstellung ihres abgenutzten Schuhzeugs unterwiesen werden.

Ein Gemeinderatsidyll. Heitere Zustände müssen in der Thorn benachbarten Gemeinde Podgorz herrschen, wo vor einigen Tagen die Polizei Ruhe und Ordnung bei den Gemeindevertretern herstellen mußte. Eine Auseinandersetzung über allerlei persönliche Fragen führte schließlich zu einem Tumult, der jeder Beschreibung spottet. Die erregtesten Sitzungsteilnehmer riefen sich allerlei Schmeicheleien zu. Der Vorsitzende beauftragte nunmehr den Protokollführer, einen Polizeibeamten hereinzurufen, der denn auch sogleich, als wenn er im Nebenzimmer bereits gewartet hätte, auf der Bildfläche erschien und auf den Befehl seines Vorgesetzten wartete, die fünf ihm nicht verschwägerten Gemeindevertreter, die „Opposition“, auf Nummer Sicher zu bringen. Einer der wackeren Gemeindevertreter rückte beim Anblick des Polizeibeamten schleunigst aus, und ein Teil der anderen sowie ein Schöffe ergriffen ebenfalls das Hasenpanier. Viele Fäuste wurden geballt, und es wäre wohl auch zu Tätlichkeiten gekommen, wenn der stramme Hüter der Podgorzer Hermandad nicht rechtzeitig dazwischen gefahren wäre.

Schuld und Sühne.

Roman aus dem Russischen von F. M. Dostojewskij.

81. Fortsetzung.

„Die Liebe zu dem künftigen Wegweiser im Leben, dem Gatten, muß die Liebe zu dem Bruder überwiegen“, perorierte er tönend — „aber jedenfalls kann ich mich nicht mit einer Wagschale zufrieden geben! Sowie ich darauf beharrt habe, daß ich in Gegenwart Eures Bruders weder imstande noch willens bin, alles auseinanderzusetzen, wozu ich gekommen bin, so bin ich jetzt nicht weniger entschlossen, mit Eurer hochverehrten Mama in Erklärungen zu treten bezüglich eines sehr bedeutenden und für mich höchst zurücksetzenden Punktes.“

„Ihr Sohn,“ wandte er sich an Pulcheria Alexandrowna, „hat mich gestern in Gegenwart des Herrn Rasjudkin — oder, nicht wahr? Entschuldigt, ich habe Eure Familie wieder vergessen“ — er verbeugte sich höflich gegen Rasumichin „durch Verhöhnung meiner Ansicht beleidigt, wie ich sie Ihnen damals schon im Privatgespräch beim Kaffee einmal auseinandersetzte; jene, daß die Vermählung mit einem armen Mädchen, welches die Bitterkeit des Lebens bereits kennen gelernt hat, nach meiner Meinungen für die ehelichen Beziehungen förderlicher sei, als die mit einer nur im Vergnügen Aufgewachsenen; ersteres sei nutzbringender für die Moral! Ihr Sohn hat nun gewaltsam den Sinn meiner Worte verdreht bis zur Unverständlichkeit, mich schlechter Absichten beschuldigt, und sich dabei, wie ich glaube, auf Ihren eigenen Brief gestützt. Ich werde mich glücklich schätzen, Pulcheria Alexandrowna, wenn es Ihnen möglich sein sollte, mich zu einer entgegengesetzten Ansicht zu bekehren und dadurch zu beruhigen. Sagen Sie mir, in welchen Ausdrücken Sie an Rodion Romanowitsch meine Worte übermittelt haben?“

„Ich weiß es nicht mehr“, antwortete Pulcheria Alexandrowna schwankend, „ich schrieb so, wie ich mich ihrer eben noch entsann. Ich weiß nicht mehr Rodja, wie ich geschrieben habe; vielleicht hat er etwas daran verändert.“

„Ohne Ihre Einwilligung konnte er dies nicht.“

„Peter Petrowitsch“, begann Pulcheria Alexandrowna voll Würde, „der Beweis dafür, daß wir Ihre Worte nicht schlecht aufgefaßt haben, ich und Dunja, liegt darin, daß wir hier sind!“

„Sehr gut, Maminka“, ermutigte sie Dunja.

„Dann bin ich vielleicht schuld“, sagte Luschin gekränkt.

„Sie beschuldigen Rodion, Peter Petrowitsch, und haben doch neulich die Unwahrheit über ihn geschrieben in jenem Briefe“, fügte Pulcheria Alexandrowna zuversichtlich hinzu.

„Ich wüßte nicht, welche Unwahrheiten ich hätte schreiben können.“

„Ihr schriebt“, warf Raskolnikow hastig, ohne sich an Luschin zu wenden, ein, „daß ich gestern mein Geld nicht der Witwe eines Verunglückten gegeben hätte, wie es sich in der Tat verhielt, sondern deren Tochter, die ich bis auf den heutigen Tag noch nicht gesehen hatte. Ihr schriebet dies, um mich mit den Meinigen in Zwietracht zu bringen und fügtet deshalb garstige Andeutungen über die Führung des Mädchens hinzu, welches Ihr gar nicht kennt! Alles Ränke und Gemeinheiten!“

„Entschuldigt, mein Herr,“ antwortete Luschin, bebend vor Zorn, „in meinem Brief habe ich mich nur über Eure Eigenschaften und Handlungen, in Erfüllung der eigensten Bitte Eurer Schwester und Mutter, ihnen darüber Mitteilung zu machen, ausgesprochen, wie ich Euch angetroffen hätte und was für einen Eindruck Ihr auf mich gemacht. Was dann das in meinem Briefe Mitgeteilte anlangt, so seid Ihr da wohl auf eine falsche Zeile gekommen, das heißt, Ihr habt Euer Geld nicht verbraucht und habt auch nicht unwürdige Personen in jener, wenn auch unglücklichen Familie angetroffen?“

„Nach meiner Ansicht wiegt Ihr mit all Eurer Würde nicht den kleinen Finger dieses unglücklichen Mädchens auf, auf welches Ihr Steine werft!“

„Habt Ihr Euch etwa entschlossen sie in die Gesellschaft Eurer Mama und Eurer Schwester einzuführen?“

„Ich habe das schon getan, wenn Ihr das zu wissen wünscht! Ich habe sie heute neben beide gesetzt.“

„Rodja!“ schrie entsetzt Pulcheria Alexandrowna.

Dunja erötete, Rasumichin runzelte die Brauen, Luschin lächelte sarkastisch und verächtlich.

„Ihr seht selbst, Avdotja Romanowna, ob hier eine Versöhnung möglich ist. Ich hoffe, daß hiermit die Angelegenheit beigelegt ist, ein für allemal. Ich entferne mich jetzt, um die weiteren Annehmlichkeiten des verwandtschaftlichen Wiedersehens und der gemeinsamen Geheimnisse nicht zu stören.“ Er erhob sich wiederum und griff nach seinem Hute. „In Zukunft hoffe ich, ich bemerke dies ausdrücklich, mit ähnlichen Begegnungen verschont zu bleiben, desgleichen mit etwaigen Ausgleichsversuchen. Ich muß Sie ganz besonders bitten, sehr verehrte Pulcheria Alexandrowna, in bezug auf dieses; umsomehr, als mein Brief an Sie adressiert war und an niemand anders.“

Pulcheria Alexandrowna fühlte sich etwas beleidigt.

„Sie nehmen uns doch wohl zu sehr unter Ihre Befehle, Peter Petrowitsch. Dunja hat uns die Ursache dafür, daß sie Ihren Wunsch nicht erfüllte, mitgeteilt; sie hat nur die besten Absichten gehegt. Sie schrieben mir aber, als wenn Sie mir zu befehlen hätten! Sollten wir etwa jeden Ihrer Wünsche als einen Befehl erachten müssen? Ich muß Ihnen vielmehr entgegenhalten, daß es Ihnen zukommt, uns gegenüber besonders zart und zuvorkommend aufzutreten, weil wir uns von allem losgerissen haben, im Vertrauen auf Sie, und hierher gekommen sind; wir stehen doch wohl deswegen nicht unter Ihren Befehlen.“

„Das ist nicht ganz gerecht von Ihnen, Pulcheria Alexandrowna, und besonders nicht im gegenwärtigen Augenblick, da laut Testament der Martha Petrowna Ihnen dreitausend Rubel hinterlassen worden sind, was, nach dem neuen Ton zu urteilen, in welchem Sie mit mir sprechen, Ihnen sehr zu passen scheint,“ antwortete er beißend.

„Nach dieser Bemerkung zu urteilen, scheint es in der Tat so, als müßte man glauben, Sie hätten nur auf die Mittellosigkeit spekuliert“, bemerkte Dunja entrüstet.

„Jetzt kann ich dies wenigstens nicht mehr; wünsche auch nicht, die Eröffnung der geheimen Anträge des Arkadius Iwanowitsch Swidrigailow, die dieser Euerm Bruder gemacht hat, länger hintan zu halten, welche, wie ich sehe, für Euch eine hervorragende, möglicherweise sehr angenehme Bedeutung enthalten dürften.“

„Mein Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna.

Rasumichin duldete es nicht länger auf dem Stuhle.

„Schämst du dich nicht, Schwesterchen?“ fragte Raskolnikow.

„Schmachvoll ist es, Rodja!“ antwortete Dunja. Peter Petrowitsch, verlaßt mich!“ wandte sie sich an diesen, bleich vor Entrüstung.

Peter Petrowitsch schien ein solches Ende wohl nicht erwartet zu haben, er hatte auf sich, auf seine persönliche Geltung, und die Hilflosigkeit seiner Opfer gebaut. Jetzt traute er all dem nicht mehr; er wurde blaß und seine Lippen begannen zu beben.

„Avdotja Romanowna, wenn ich jetzt durch diese Tür da von hinnen gehe, in dieser Verwicklung der Sachlage, dann — überlegt Euch dies — würde ich niemals wieder hierher zurückkehren. Bedenkt das wohl; mein Wort gilt!“

„Welch' eine Frechheit“, rief Dunja aus, sich hastig von ihrem Stuhl erhebend, „ich will ja gar nicht, daß Ihr je wieder hierherkommen sollt!“

„Wie? So steht es!“ — rief Luschin, welcher bis zum letzten Augenblick eine solche Entwicklung der Dinge nicht für denkbar gehalten, nun aber vollständig den Faden verloren hatte.

„So steht es! Aber Ihr wißt nicht, Avdotja Romanowna, daß ich protestieren kann?“

„Welches Recht habt Ihr, so zu ihr zu sprechen!“ trat ihm zornerfüllt Pulcheria Alexandrowna entgegen, „wogegen wollt Ihr protestieren? Worin bestehen Eure Rechte? Soll ich Euch nach dem Vorgefallenen noch immer Dunja anvertrauen? Geht und verlaßt uns für immer! Wir selbst haben uns die Schuld zuzuschreiben, daß wir uns in eine zweideutige Sache eingelassen, und ich will vor allem anderen —“

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 5 — 24. Jahrgang

Unterhaltungsblatt

Donnerstag, 1. Februar 1917

Warum ich mich auf Urlaub verlobte.

1.

Der Photograph war schuld daran.

„Natürlich müssen wir uns photographieren lassen," sagte ich zu ihr. Sie trug eine langstielige, weiße Rose in der Hand und schwebte an meiner Seite wie ein lichtes Frühlingswölkchen. Der Photograph legte uns ein paar Stöße Musterbilder vor. Oval, rund, rechteckig, — — wunder-, wunderschön.

„Ja," sagte mein Mädel, „da sind aber überall die Hände mit drauf."

„Wieso?" sagte ich.

„Wieso?" der Photograph.

„Als inwiefern?" fuhr ich fort.

„Und warum nicht, mein Fräulein?" der Photograph.

„Weil ich nicht ein einziges Ringlein an den Fingern habe," erwiderte kaltblütig mein Mädel.

Ich schwitzte.

„Sind Sie nicht verlobt, gnädiges Fräulein?" fragte anzüglich der Photograph.

Wenn ich eine Handgranate gehabt hätte! Diesen Photographen hätte ich — — —

2.

Beim Goldschmied.

Wir gingen zum Goldschmied.

„Und womit kann ich dienen?"

Ich brachte kein Wort heraus.

„Verlobungsringe!" sagte mein Mädchen. Keck wie ein Wildes.

Was war die Somme gegen diese Minute? Alles Trommelfeuer? Spaß, Spaß — — —

„Da kommen Sie zur höchsten Zeit," sagte der Goldschmied. „Dies hier sind die letzten Ringe. Neue dürfen nach Reichsgesetz nicht mehr angefertigt werden."

„Gott sei Dank," meinte mein Mädel, „daß wir noch zur rechten Zeit gekommen sind."

Ich sagte kein Wort.

Sie drückte mir zärtlich die Hand. Ich schwitzte kolossal.

Die Ringe paßten ausgezeichnet. Sie wurden graviert, gewogen, in eine herzförmige Schachtel verpackt, bezahlt (von mir!) und wanderten dann in meine Hosentasche wie ein Streifen Patronen. Als ob ich auf Patrouille gehen wollte.

„Gehen wir wieder zum Photographen?" fragte mein Mädel ganz liebreizend und hielt mir die langstielige, weiße Rose unter die Nasenlöcher.

„Nein," sagte ich, der ist mir zu gefährlich, der Kerl verheiratet uns noch. Keine zehn Pferde bringen mich wieder dorthin."

3.

Die Verlobung.

Wir gingen ins Leipziger Rosental. Unter Bäumen, in deren Schatten schon Goethe mit Käthchen Schönkopf gewandelt sein sollte. Sie hing sich zärtlich in meinen Arm. Ich dachte an Paragraph fünf des Standortbefehls für Leipzig, der mir bei meiner Ankunft aus dem Felde bedeutungsvoll ausgehändigt worden war.

Paragraph 5: Das Ausgehen ohne Achselklappen und das Einhaken in den Arm von Begleiterinnen ist verboten.

Wir gingen wunderliche Waldwege. Einsame Wege verirrt sich. Die Herbstsonne flimmerte durch die Laubkronen und legte uns Tausende von goldenen Ringen auf den Weg. Ich dachte dauernd an Verlobungsringe und schwitzte ein wenig.

Zwischen einer Eiche und einer schönen deutschen Linde griff ich in die Hosentasche, holte die herzförmige Schachtel heraus — kein Schutzmann war in der Nähe! —, setzte meinem Mädel den Ring auf und gab ihr den üblichen herzinnigen Verlobungskuß. Sie versuchte mir ähnlich — ich bekam einige Küsse mehr. Wir waren verlobt. Halleluja!

Ich sagte kein Wort mehr. Ich dachte an die vielen guten Mädchen, die alle die Absicht hatten, sich mit mir baldmöglichst zu verloben. Ich war sehr traurig. Außerdem wußte ich ja gar nicht, wieviel mein Mädel in bar und in Kaiserscheinen einst mitbekommen mag.

In dem Eichbaum, ganz oben auf dem höchsten Zweige, saß eine kleine Zeisig und sang. Ich verstehe die Vogelsprache. Keinem Menschen werde ich verraten, was der Zeisig sang.

4.

Der Verlobungsschmaus.

Sicherlich hielt auch Karl der Große einen Verlobungsschmaus. Folglich — — —

Wir gingen wir in den Gasthof zum „Hölzernen Schimmel".

Seine linke Hand, an der sich der glänzende Ring großtat, hielt ich dicht unterm Tische. Das kann doch jedem Menschen gleichgültig sein, und wenn ich mich gestern an einem Tage verlobte. Mir war sonderbar zumute. Dauernd lag mir das Liedchen auf den Lippen: „Frei ist der Barfü" — — —

„Ober, die Speisekarte bitte."

So sah sie aus:

Speisekarte.
Gasthaus zum hölzernen Schimmel.
Warme Speisen:

Kohlmus	M. 0,40
Erbsenmus	M. 0,25
Sauerkraut mit Kartoffeln	M. 0,60
Gefüllter Eierkuchen	M. 1,75

Kalte Speisen:

— — — —

„Ober, verfügt sich das Sauerkraut mit Senfsauce oder mit Rippchen?"

„Oder alles, mein Herr."

Ich war sehr gerührt und bestellte zwei gefüllte Eierkuchen. Nach zehn Minuten kam der Ober und sagte: „Bitte um zwei Eierkuchen!"

„Wenn?"

„Bitte um zwei gefüllte Eierkuchen!"

„Nein," sagte ich, „ich bin eben aus der Sonne. Ich habe jedenfalls keine Eierkuchen."

„Dann bringen Sie keine gefüllten Eierkuchen eben," erwiderte der Ober in gütiger Ruhe.

„Eben schon," sagte ich, „aber es scheint — bitte sagen Sie der Wahrheit — nein, sagen Sie nichts — hier ist Geld."

Wir tranken eins, bezahlten und gingen. Mein Mädel hielt die weiße, langstielige Rose in der Hand, ich die Hand mit dem Verlobungsring tief in der Rockfalte.

Unverwüstlicher Robert Friedel
im „Champagne-Kameraden", Feldzeitung der 3. Armee.

Das falsche Granatloch.

Ein Offizier erzählt in der „Kölnischen Zeitung":

Auf meiner Abteilung liegt ein Mann mit einem gesunden Auge, einem geschundenen Knie und einem sehr kurzen Finger. Wie er dazu gekommen und wie er mit einem kleinen Auge davongekommen, hat er mir kürzlich erzählt.

Ich bei Gefreite Willi Kutter und der Infanterist Fleischer von 12. Kompagnie des ... Infanterieregiments befanden in einer Nacht den Auftrag, einen Befehl vom Bataillon zur Kompagnie zu bringen. Die Sache ging ganz gut, die Kompagnie wurde aufgefunden und der Rückmarsch angetreten. Es ging zwar langsam von wegen der Finsternis und der zahllosen Granatlöcher, aber es ging, zumal der Feind sich anfangs bis auf vereinzeltes Beunruhigungsfeuer ruhig verhielt. Da plötzlich, wumm — wumm — wumm — da waren sie wieder da, die Einschläge, knapp 100 Meter vor den beiden. Also rasch in ein anständiges Granatloch, bis das Feuer abflaut!

Willi sprang mit beiden Beinen in ein sehr schönes Loch mittleren Kalibers, wunderte sich aber, daß er so lange brauchte, bis er ganz unten war. Außerdem war Wasser in dem Loch, fast einen Meter hoch. Bevor er sich noch auf eine aus Steinen bestehende Insel hat retten können, kam eine dunkle Masse durch den Schacht gesaust: Willi dachte zuerst, eine Miene oder so etwas, es war aber nur sein Kamerad Fleischer. Der hatte nachsehen wollen, wo denn Willi so lange stecke. Fleischer war etwas unsanft auf Willis Schulter gefallen (blaue Flecke jetzt noch sichtbar), hatte sich aber im Herunterfallen an den engen Wänden festgekrallt, Sand und Steine mitgerissen, den schweren Fall aber dadurch abgeschwächt.

Nach kurzer Beratung kamen sie zur Erkenntnis: Ziehbrunnen! Blendende Deckung, jedoch unangenehmer Abstieg. Auch der Aufstieg aus dem 28 Meter tiefen Schacht sollte auf einige Schwierigkeiten stoßen. Da jedoch „oben" Feuerpause eingetreten zu sein schien, bestand ein stichhaltiger Grund zu weiterem Verweilen im Ziehbrunnen nicht mehr. Bedauerlich war, daß der Brunnen sich derart seiner Umgebung angepaßt hatte, daß er alle Kennzeichen eines richtig gehenden Ziehbrunnens, als da sind Winde, Kette, Eimer, Brunnenrand und Deckel, längst verloren hatte. Ein Seil oder dergleichen zum Hochkleitern gab es erst recht nicht mehr.

Fleischer, als der weniger schwer Zerschundene, versuchte zuerst den Aufstieg. Kutter schaute von unten zu. Gut, sehr gut! Stemmte sich Fleischer langsam bis auf drei Meter. Kutter war ihm unterdessen nachgeklettert, so weit es seine zerbeulten Knochen noch erlaubten. Er hatte schon die halbe Höhe — da — ein Bröckeln, Rutschen — rrrums! kam Kamerad Fleischer wieder heruntergesegt, benutzte den biederen Kutter abermals als Puffer und riß ihn selbstverständlich blitzartig wieder mit nach unten.

Etwas entmutigt, beschlossen die beiden, an Ort und Stelle in dem Loch zu übernachten. Das Wasser war weniger geworden, da viele Steine und Sand herabgefallen waren. Der Schlaf war in Anbetracht der äußeren Umstände noch als gut zu bezeichnen. Gegen Morgen riefen sie abwechselnd um Hilfe, bei dem geringen Verkehr auf der ehemaligen Dorfstraße von vornherein wenig aussichtsvoll. Endlich versuchte es Fleischer nochmals gegen Mittag, und diesmal gelingt es. Heraus kommt er nach etwa einein-halbstündiger Kletterei. Kutter muß nochmals eine Nacht im Brunnen verbringen. Erst am Morgen kommt die Rettungsexpedition mit einem Tau, das mit Telephondraht verstärkt ist. Kutter krabbelt also angesetzt an den Schachtwänden in die Höhe, nur noch sechs Meter bis zum Rande — rrrums! Expedition passiert! Sie zieht traurig ab. Dabei war das Waschseil noch mit Armeedraht verstärkt!

Willi Kutter lag nun mit schlechter Laune unten im Brunnen, das rechte Auge schwoll zu, das rechte Knie schwoll auf, der Kopf brummte. Auch droben brummte es: die feindliche Artillerie der Sommefront. Der Brunnen hatte auch noch die unangenehme Eigenschaft, in der Zone des feindlichen Sperrfeuers zu liegen. Das war wohl auch der Grund, daß die zweite Hilfsaktion erst am Abend des Tages um 10 Uhr eingeleitet wurde. Diesmal war ein stärkeres Tau zur Stelle — Kutter wiegt trotz den teuren Zeiten noch zwei Zentner; endlich, endlich war er dem Bauche der Erde entronnen. Kamerad Fleischer, der Führer beider Hilfsaktionen, begrüßte den drei Tage Vermißten mit passenden Worten. Er war indessen durch Granatsplitter am Kopf leicht verwundet worden.

Kutter ist durch das Abenteuer etwas mitgenommen, freut sich aber über den glücklichen Ausgang, über das blaue Auge, mit dem er davongekommen ist.

Der alte Herr.

Skizze aus dem Felde.

Auf einem der vielen Hügel, die vom Tal der Aisne sanft aufsteigend sich zur Kette reihen, steht einsam am kahlen Hang ein alter Birnbaum.

Scharf umrissen hebt er sich ab vom lichten Horizont. Von fast unterseitem Wuchs ist der Alte, ein wenig in sich zusammengekauert schon von der Last der Jahre, und die noch volle Krone neigt sich leicht zur Seite — so wie ein noch rüstiger alter Herr im Herbst seines Lebens den Kopf zu tragen pflegt, mit jener leichten Müdigkeit, aus der gereifte Erkenntnis und stille Ergebung spricht.

Denn dieses Baumleben war Kampf. Der trotzige Kampf eines auf sich selbst Angewiesenen und Alleinstehenden, war ein Ringen mit dem Leben von Kindesjugen auf und ein mühsam Sichdurchschlagen.

Schräg auf stemmt sich der kurze, tiefgefurchte Stamm der Windrichtung entgegen. Breit ausladend streckt sich das Geäst seitwärts und nach unten, und die Kontur des vollen Gelaubs läuft gleichsam in einer Linie mit der anstrebenden Welle des Hügelrückens. Nur die obersten Zweigspitzen schauen noch über den Bergkamm nach dem nahen Flußtal hinüber, neigen sich im Frühlingswind, der von da unten heraufstreicht, und kosen mit den Sonnenstrahlen, die wärmend und lebenzeugend sich über die Landschaft ergießen.

So kauzig und warm mag sich mein Baum des Lebens wohl gedacht haben im ersten Frühlingslenz, als er die ersten Sprossen trieb; vor langer Zeit, als die Märzsonne zum erstenmal die jungen Knospen küßte, daß sie aufbrachen und blühten, als die zarten Blättchen zum erstenmal in all die helle Pracht schauten und sich bebten im Licht. Damals, in der treibenden Kraft, die er durch die Adern rinnen fühlte, mag er wohl geträumt haben, derselbst als mächtiger Baum auf der Höhe zu ragen — beherrschend, mit hochgereckten Wipfeln. —

Es aber anders gekommen.

Der Sommer ging zur Neige, und das sanfte Wehen des Windes schwoll zum Sturm. Ich rüttelnd weckte er den Träumer. Das Herbst und jagte über die Höhe weg, faßte den jungen Sproß und bog ihn, daß er fast glatt auf der Erde lag.

So ging das manches Jahr und gar manchmal hart vorbei im Leben. In Todesangst krallten sich die Wurzeln in die Erde, und ein Zittern lief über den jungen, geschmeidigen Pflanzenleib. —

Langsam wird der Baum größer, und in der überschäumenden, quellenden Kraft des Jünglingsalters wagt er sich selbstbewußt dem Wind entgegen; trotzig bereit, den Kampf aufzunehmen mit Sturm und Wetter.

So hielt er stand mit jener Zähigkeit und Ausdauer, die hervorgeht aus dem starken Willen zu leben und zu werden.

Viel Stürme sind seither über die Lande gebraust. Stürme, die mit wilder Gewalt in die emporstrebende Laubkrone fuhren und sie schüttelten, daß sie zu brechen drohte. Da lernte der Baum sich ducken und schob sein Geäst keilförmig, wie ein Windbrecher, seitswärts nach der Wetterseite — als wäre ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß an dem Platz, auf den er gestellt war, es kein Höherhinauswachsen gäbe, als sei ihm Klarheit darüber geworden, daß seine schon kampfzermürbte Kraft nicht ausreiche, mit hochgereckten Wipfeln, dem Sturm zum Trotz, über den Höhenkamm zu ragen.

Vom nahen Flußtal zieht wieder lauer Sommerwind den Hang hinauf, streichelt wie eine liebende Hand kosend die Baumkrone, die rot aufglüht in der sinkenden Sonne. — Ich liege im Wiesengrund; liege und sinne. — Langsam löst sich mein Blick vom Baume, der Baumgestalt, gleitet den Hang hinunter und haftet an einem neuen Bild.

Aus der leicht gesenkten Talmulde hebt sich eine Baumgruppe Obstbäume sinds — Art von der Art des Alten auf der Höhe — zwei große aufrechte Bäume mit kräftigen Stämmen und üppigem Laubwerk; dazwischen drei junge, hochgeschossene Baumkinder. Die jungen Bäume schieben ihr Geäst in die vollen Kronen der Alten, verankern sich im Gezweig des großen Blätterdachs, Halt suchend und Stütze findend.

Der Sturm braust hinweg über die schmale Talsenkung, doch seine Gewalt reicht nicht hinab in die Mulde. Selbst gedeckt gegen seine wilde Kraft legen die beiden großen Bäume noch schützend ihre Arme um die Leiber der Jungen. Die werden einmal zu starken, schönen Bäumen heranwachsen und viel Früchte tragen — wie die Alten. Sind aber doch nur Durchschnittsbäume.

Ein unansehnlicher alter Birnbaum steht einsam auf kahler Höh'.

O, daß er Hände hätte! Ich möchte seine Rechte fassen mit warmem Händedruck.

(Hugo Feld in der „Frankf. Ztg.")

Kleines Feuilleton

Kriegsleid.

Aus dem Buche des französischen Offiziers Hasler über seine Erlebnisse im Kriege „Ma Campagne Aout 1914 — Dec. 1915" sei folgende ergreifende Szene wiedergegeben:

. . . . Meine Mannschaften waren mit dem Aufwerfen des Laufgraben fertig. . . . Beim Graben waren eine Menge Leichen deutscher Soldaten zum Vorschein gekommen. Aber wir hatten keine Wahl gehabt. Ich fiel in der dafür bereiteten Aushöhlung bald in festen Schlaf. Als ich bei Tageslicht mich in meiner Kule umschaute, sah ich hier tote Hände heraushängen, dort Füße usw. Ich kroch hinaus und fand dort die Köpfe von zwei toten Deutschen, die mich anstarrten, der eine mit einem geisterhaft Englischen Ausdruck, entsetzungsvollen Augen und offenem Munde. Vier Tage und Nächte habe ich in dieser schrecklichen Umgebung verbringen müssen. Doch ich habe schlimmere Dinge durchgemacht und allmählich werden die Gefühle abgestumpft. Nichtsdestoweniger muß man starke Nerven haben, um z. B. den Anblick von einem Haufen Toten bei Mondschein ertragen zu können. Ich weiß nicht, wie oft ich wohl gewünscht habe, daß der Mond nicht scheinen möge. . . .

Geldverluste im Weltkriege.

Nach einer Zusammenstellung von Paul Otto Ebe in der „Geschichte des Weltkrieges" verschlang der Krieg bis zum 31. März 1916 die unfaßbare Summe von 160 Milliarden Mark.

Die herrschende Klasse, die sich in ihrer Existenz bedroht sieht, klammert sich an die Religion als die Stütze aller Autorität, wie das jede herrschende Klasse bisher so gehalten hat. Die Bourgeoisie glaubt selbst nichts, sie hat durch ihre ganze Entwickelung, durch die aus ihrem Schoße hervorgegangene moderne Wissenschaft den Glauben an die Religion und alle Autorität zerstört. Ihr Glaube ist nur Scheinglaube, und die Kirche nimmt die Hilfe der falschen Freundin an, weil sie selbst der Hilfe bedarf. „Die Religion ist für das Volk nötig."

Bebel.

Vergang eines in ein Granatloch gestürzten französischen Gespannes.

Heiteres

Der Lebensmittelfabrikant. „Ihnen wird's ja nicht schlecht gehen, Sie haben ja von Ihren eigenen Produkten gewiß genug in Ihrer Vorratskammer!" — „Ja, im allerschlimmsten Falle müßt' ich mich hart dazu bequemen."

Nette Wirtschaft. Freundin (zu einer alten Jungfrau): „Haben Sie schon gehört: Auf dem Gute Ihres Neffen, da soll ein Kalb mit fünf Füßen zur Welt gekommen sein!" Die alte Jungfrau: „Na, der scheint dort überhaupt eine nette Wirtschaft zu haben!"

(Fliegende Blätter.)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.